HEFT 24 BERLIN, 25. NOVEMBER 1941

Der Adler

PREIS 20 Pf.
frei Haus 22 Pfennig

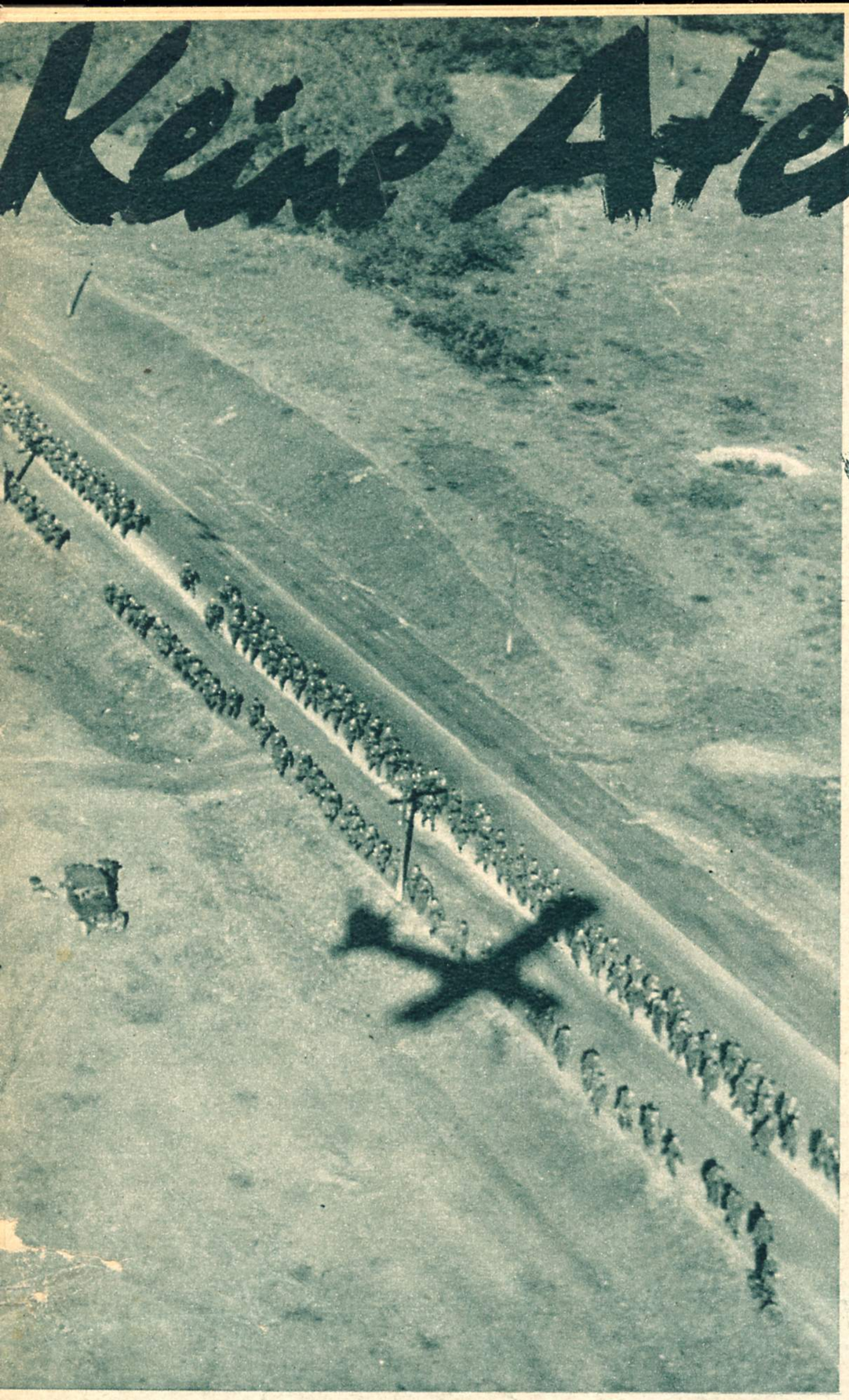
HERAUSGEGEBEN UNTER
MITWIRKUNG DES REICHS-
LUFTFAHRTMINISTERIUMS

Feuer frei!

Bei der Abwehr sowjetische
Panzerangriffe, im Kampf ge
gen feindliche Flugzeuge ode
gegen Erdtruppen — übera
hat sich die deutsche Flak
artillerie anch an der Ostfro
ruhmvoll bewährt. Unser Bil
zeigt ein schweres Geschü
in Feuerstellung

Sonderaufnahme für den ADLER
Willi Ruge

Keine Atempause FÜR DIE Sowjets!



Soweit das Auge die gleichsam ins Unendliche führenden Straßen aus der Höhe übersehen kann — deutsche Kolonnen und wieder deutsche Kolonnen. Unbeirrbar marschiert der deutsche Infanterist dem Endsieg entgegen. Der Schatten eines Fieseler „Storch" streicht über diese unbekannten deutschen Soldaten hinweg, von denen der Führer sagte, daß ihnen unter den Kämpfenden die Krone gebühre

Major Oesau, Träger des Eichenlaubes mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, ist mit seinen über hundert Luftsiegen einer der erfolgreichsten deutschen Jagdflieger

Früher als sonst ist der Winter im Osten hereingebrochen. Auf einem Feldflugplatz wird ein Flugzeug vertäut, damit es sich bei den eisigen Stürmen, die nun über das weite Sowjetreich brausen, nicht „selbständig" machen kann

Rechts: Feldstellungen auf der Krim unter dem Bombenhagel deutscher Kampfflugzeuge. Der große Erfolg auf dieser strategisch beherrschenden Halbinsel am Schwarzen Meer war nur durch das vorbildliche Zusammenwirken von Erdtruppen und Luftwaffe möglich

Tag für Tag und Nacht für Nacht erzittern die Mauern der sowjetischen Hauptstadt unter den vernichtenden Bomben der deutschen Kampfverbände. Unser Bild zeigt einen Teil Moskaus nach einem dieser Angriffe: schwelende Brände in Rüstungsbetrieben, Kasernen und ausgedehnten Bahnanlagen

Typen bolschewistischer Gefangener. Diese Menschen waren von Stalin dazu ausersehen worden, die europäische Zivilisation zu „beglücken". Daß es so ganz anders gekommen ist, haben wir dem rechtzeitigen Zuschlagen und den beispiellosen Leistungen der sieggewohnten deutschen Wehrmacht zu verdanken

PK Aufnahmen Kriegsberichter Bauer (Sch 3), Dreesen (Sch), Hug (Atl.), Genzler (Sch), Luftwaffe (3)

Rechts: Eine meisterhafte Maßarbeit unserer Stukas! Beim Bombenangriff auf einen langen Güterzug, 200 Kilometer hinter den russischen Linien, sitzt ein Volltreffer mitten im Zug, der zunächst einmal in zwei Teile zerrissen wird, worauf die nachfolgenden Bomben ganze Arbeit verrichten können

Stärker als der Tod

Die Heldentat des Oberfeldwebels Bender

In weißer Starre leuchtet der Operationstisch unter dem Strahlenlicht der Lampen. Über seiner Leere hängt noch der schwere Geruch des Äthers. Ganz still ist es in dem hohen Raum. Nur das leise Rauschen des Wassers, das in heißen Strahlen über die Hände des Chirurgen fließt, unterbricht das Schweigen. Niemand sagt ein Wort. Es ist alles armselig, was man in dieser Minute sagen kann. Und jetzt erst kommt den beiden Männern zum Bewußtsein, daß der junge Oberfeldwebel der Luftwaffe, dessen Leben sie in schwerer Operation dem Tod entrissen, eine Tat vollbrachte, die alle Grenzen menschlichen Könnens überstieg.

Fragend blickt der Assistenzarzt auf, sieht den Chirurgen an. „Begreifen Sie das, Herr Professor, daß ein Mensch mit solchen Verletzungen noch fliegen konnte? Hunderte von Kilometern fliegen?"

„Begreifen? Nein, solche Taten kann man nur hinnehmen als etwas Einmaliges, anerkennen als eine Energieleistung, die außerhalb jeder Wahrscheinlichkeitsrechnung steht."

„Also ein Wunder?"

„Eine Heldentat, möchte ich sagen. Das ist mehr."

Er würde es nicht wahrhaben wollen, wenn man es ihm sagte. Er mußte ja fliegen! Konnte nicht mehr abspringen. War gezwungen, zu fliegen bis zum Ende. Hätte er die Maschine hinschmeißen sollen, alles aufgeben, sein und des Kameraden Leben vernichten? Nein, Herr Doktor, so etwas tut man eben nicht.

Schon lag das Ziel vor Augen, als die Flakartillerie mit einem wahren Höllenkonzert begann...

Zeichnungen M. Ludwig

Niemals wird der Oberfeldwebel diesen Julitag vergessen. Wenn er ihn jetzt auch nicht fühlt, er ist da. Und im gleichen Augenblick, wo er das Bewußtsein zurückerlangt, wird dieser Tag gegenwärtig sein mit all seiner Qual und all seiner Not. Fast greifbar lag das Ziel schon vor Augen, klar voraus, zweieinhalbtausend Meter unter den Flügeln. Da prasselten die ersten Geschosse der Sowjetflakartillerie auf den Weg, tasteten sich von unten herauf, griffen nach den drei Maschinen. Du flogst an der Spitze, Pilot, führtest das Führerflugzeug. Erwartetest jede Minute den Befehl des Staffelkapitäns zum Angriff. Und vielleicht sahst du dich schon über den Flügel kippen, fühltest die Erde auf dich zustürzen, das Ziel hineinwachsen in die Linie des Visiers. Es war ja schon da! Lockte hinter dem Feuer berstender Geschosse! Sie zielten gut, diese Sowjets, viel zu gut für die eine Sekunde, die bestimmt schien, dein Leben auszulöschen. Hörtest du noch das Heulen der Granate, das Splittern und Brechen in der Kanzel? Sie detonierte nicht, kam von unten rechts, riß dir den Rücken auf, zerschmetterte deine Schulter. Und ehe du wußtest, was geschah, brachst du

Und dieser Mensch, der kaum noch das Leben zu besitzen schien, steuerte mit der linken Hand und flog...

zusammen. Kraftlos sanken deine Hände vom Steuer. Die Maschine hob mit matter Bewegung ihre Nase, kippte dann über den rechten Flügel ab. Zehn Sekunden, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig — wie sie gejubelt haben an ihren Geschützen und wie voller Zorn die Geschosse aus den Rohren gejagt, als sich der Sturzbomber wieder fing! Eine halbe Minute nur bist du bewußtlos gewesen. Dann konntest du dich zusammenreißen, die Maschine fangen, weiterfliegen. Und so sicher bist du deiner Sache gewesen, daß du dich umdrehtest und in die Kabine riefst: „Nicht aussteigen! Es geht noch!" Diese Worte waren eine Warnung. Ein Ausrufungszeichen über feindlicher Erde, bestimmt für die Kameraden. Doch einer nur hatte sie gehört, einer nur konnte sie noch hören. Denn außer dem Bordschützen und dir, Pilot, war niemand mehr da! Die Granate hatte das Dach weggerissen. Staffelkapitän und Funker wurden herausgeschleudert, starben den Fliegertod vor dem Feind.

Mit aller Energie stemmte sich der Bordschütze gegen den Sog, der einem Sturmwind gleich durch die Maschine jagte. Stand jetzt dicht hinter dem Sitz des Piloten. Breit baute sich der Rücken vor ihm auf, eine ungeheure Wunde, rot von Blut. Und dieser Mensch, der kaum noch das Leben zu besitzen schien, steuerte mit der linken Hand und flog! Er fühlte die Augen des Kameraden, die an der Wunde hingen, das Grauenhafte der Verletzung noch nicht faßten. Und er fragte: „Ist es schlimm?" Da riß der Bordschütze die Verbandspäckchen auf, stopfte den Mull zweier Binden in die Wunde. „Werden es schon schaffen, ist nicht weiter gefährlich!" In Sekunden waren die Mullpäckchen blutgetränkt. Und zum zweitenmal überflog jetzt die Ju 88 die Front. Auf dem neuen Kurs, auf dem Weg zurück. Kaltblütig bis zum letzten Gedanken steuerte sie Bender durch das Feuer der Flakartillerie. Dann war auch das vorüber. Unter den Flügeln breitete sich von deutschen Soldaten erobertes Land.

Vierzig Zentimeter breit war die Wunde, zog sich von der Wirbelsäule bis zur Achsel des rechten Arms. Verzweifelt sah der Bordschütze das rote Blut, die zerrissenen Muskeln, die zerschmetterte Schulter. Er konnte nichts mehr tun. Das Blut tropfte unaufhaltsam aus dem zerfetzten Rücken, nahm das Leben mit sich fort. Doch immer noch steuerte Bender die Maschine, flog sie mit der linken Hand, half mit der rechten mühselig nach. Schneeweiß war sein Gesicht, wie gefroren der Mund. Und plötzlich neigte sich der Kopf nach vorn, sank auf die Brust. Sekunden nur. Der Bordschütze packte sofort zu, hielt den Steuerknüppel fest. Da riß sich Bender wieder zusammen, sah den Kameraden mit krampfem Lächeln an. „Es geht schon. Flimmerte nur ein bißchen vor den Augen!" Dann sah er wieder geradeaus, überprüfte den Kurs, beobachtete die Instrumente. Wenn nur die Uhr nicht da wäre, der qualvoll schleppende Gang der Zeiger.

Endlich war der Einsatzhafen erreicht. In zehn Meter Höhe raste die Ju 88 über das Feld, setzte zur Landung an. Das Fahrwerk war eingezogen, der Mechanismus zerschossen. Hart wie Stahl umklammerte die Hand des Piloten das Steuer, zog den Knüppel leicht an, fing die Maschine ab. Da berührten die Schrauben den Boden, splitterten weg. Sekunden später rutschte der Rumpf über den Platz, stieß hart auf, zog eine breite Schleifspur hinter sich her. Dann stand die Maschine still.

Adalbert Norden

Oberst v. Chamier, selber Ritterkreuzträger, überreicht seinem tapferen Flugzeugführer, Oberfeldwebel Bender, im Lazarett das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes

MÖLDERS *bei der* „Blauen Division"

Spanien, das die Gefahr des Bolschewismus am eigenen Leibe in ihrer ganzen Tragweite verspüren mußte, hat im Kampf gegen den Weltfeind einen Teil seiner besten Söhne an die Ostfront entsandt. Inzwischen ist die spanische Blaue Division schon öfters rühmend im Wehrmachtbericht erwähnt worden, und mancher große Erfolg ist der Kampffreudigkeit und dem Angriffsgeist dieser Männer zuzuschreiben. Oberst Mölders, Deutschlands erfolgreichster Jagdflieger, besuchte unlängst eine Fliegerstaffel der Blauen Division. Unser Bild zeigt ihn beim Eintreffen auf dem Feldflugplatz

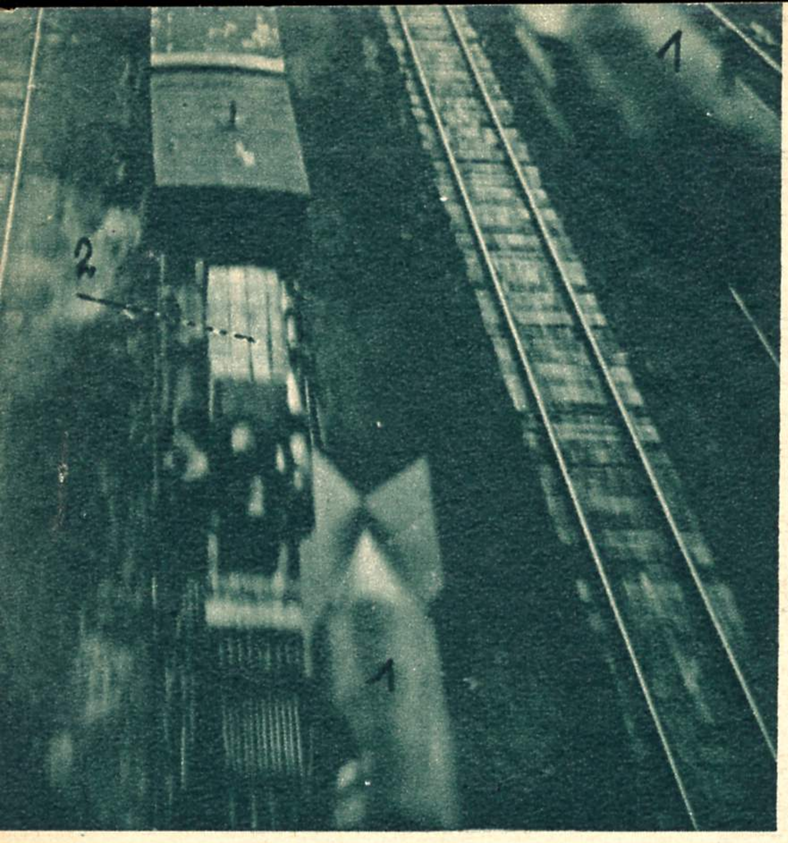
Mitten im Flugbetrieb wurden die spanischen Flieger vom Besuch des Obersten Mölders überrascht. Die „Festtafel" bestand in einem kurzen Imbiß unter freiem Himmel

Oberst Mölders interessiert sich für alles, was bei der Blauen Division vorgeht. Hier läßt er sich von dem letzten Feindflug berichten

PK-Aufnahmen
Kriegsberichter Lessmann (Sch)

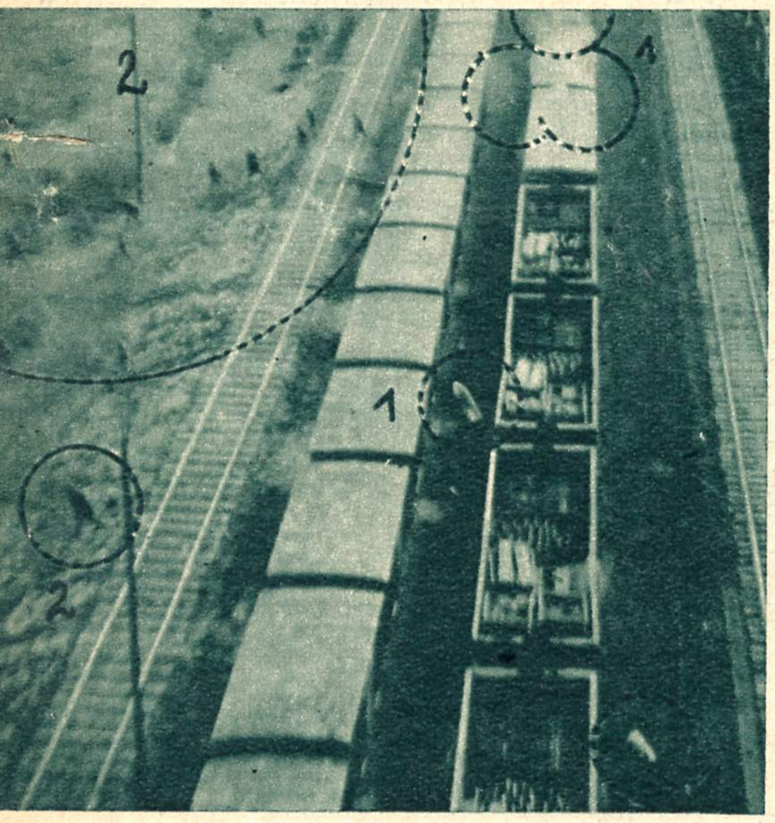
Links: Die Flieger der Blauen Division sind mit ihrer Heimat in ständiger Verbindung. Täglich unterrichtet sie ihr „Leibblatt" über die neuesten Geschehnisse am Ebro und Tajo

Der „Barbier von Sevilla" auf dem Feldflugplatz — eine spanische Idylle im Sowjetland

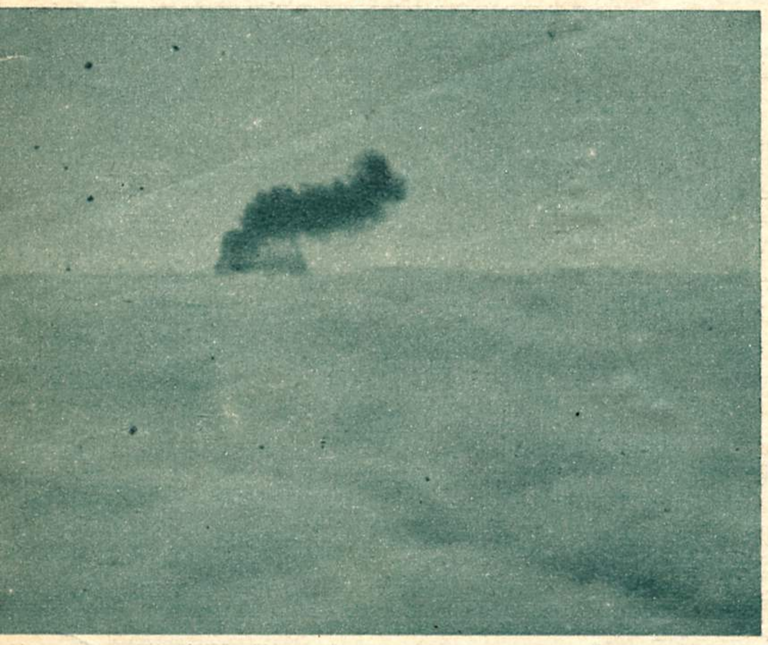


Dieses Bild, das ebenso wie die beiden unteren Aufnahmen aus einer Bodenlafette eines Kampfflugzeugs während eines Tiefangriffs auf wichtige sowjetische Bahnanlagen mit einer automatischen Kamera gemacht worden ist, zeigt an den mit 1 bezeichneten Stellen zwei auf ihr Ziel niedersausende 50-Kilo-Bomben. Auf dem mit 2 markierten Wagen des Güterzugs, der in wenigen Sekunden ein Opfer des Angriffs sein wird, befindet sich ein mit Holzverschlägen umgebenes schweres Geschütz der Bolschewisten

Tiefangriff auf Bahnanlagen K-L



Unter 1 sind wiederum die fallenden Bomben, diesmal in weiterer Entfernung vom Flugzeug, zu sehen. An den mit 2 markierten Stellen sind deutlich die vor dem Bombenangriff nach links flüchtenden Truppen der Sowjets erkennbar



Ein besonders interessantes Bild, das nach dem erfolgreichen Angriff beim Abflug aufgenommen wurde, als sich die Maschine bereits über den Wolken befand. So heftig sind die Explosionen gewesen, daß die Rauchwolke der detonierten Bombe hier durch die Wolkendecke hindurchgestoßen ist, so daß sie sich dem Betrachter wie die Rauchfahne eines auf wogendem Meer dahinfahrenden Schiffes darbietet

Skandal um

Ein Blick hinter die Kulissen der USA-

Folgende wichtige Ereignisse waren vorausgegangen: 1846: Vertrag USA-Kolumbien über amerikanisches Transitmonopol durch Panama-Landenge unter Wahrung der kolumbianischen Souveränität. England erzwingt die Öffnung chinesischer Häfen. 1848: USA erwerben Kalifornien. 1850: Clayton-Bulwer-Vertrag über Neutralität eines Pazifik-Atlantik-Kanals (durch Nicaragua geplant). 1852: USA-Flottengeschwader „entdeckt" Japan als Handelspartner. 1869: Eröffnung des Suezkanals; Wiederaufleben der amerikanischen Kanalprojekte. 1876: Lesseps gründet die „Société civile internationale du Canal interocéanique". 1879: Pariser Geographenkongreß entscheidet sich für Panamaprojekt; Lesseps gründet die „Compagnie universelle du Canal interocéanique de Panama" und erwirbt kolumbianische Konzession. Am 1. 2. 1881: Erster Spatenstich zum Panamakanal. Dezember 1888: Bankerott der französischen Panamagesellschaft; politischer Skandal in Paris und Prozeß gegen Lesseps und seine Mitarbeiter. 1894: Gründung einer neuen französischen Panamakanalgesellschaft unter Verlängerung der kolumbianischen Konzession bis 1903. 1899: Amerikanische Kanalkommission empfiehlt Erwerb der französischen Panamakanalgesellschaft. 1900: Hay-Pauncefote-Vertrag: England räumt USA die Befugnis ein, allein einen Durchstichkanal bauen und kontrollieren zu können

Panama-Revolution 1903

Schon Goethe hatte am 21. Februar 1827 in einem Gespräch mit Eckermann mit geradezu verblüffendem Scharfblick erklärt: „So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen." Der Olympier von Weimar war durch die soeben veröffentlichten Forschungsergebnisse des Naturforschers und Geographen Alexander Freiherr von Humboldt, der 1799 bis 1804 eine Reise durch die Nordhälfte Südamerikas und Teile Mittelamerikas sowie Mexikos unternommen hatte, zu diesem Gespräch angeregt worden. Humboldt hatte dabei auch auf die Wichtigkeit eines Kanals hingewiesen und bemerkt: „Alle Nationen, die auf diesem Wege Handel treiben wollen, werden von der Nation abhängig werden, die Herrin der Landenge und des Kanals ist."

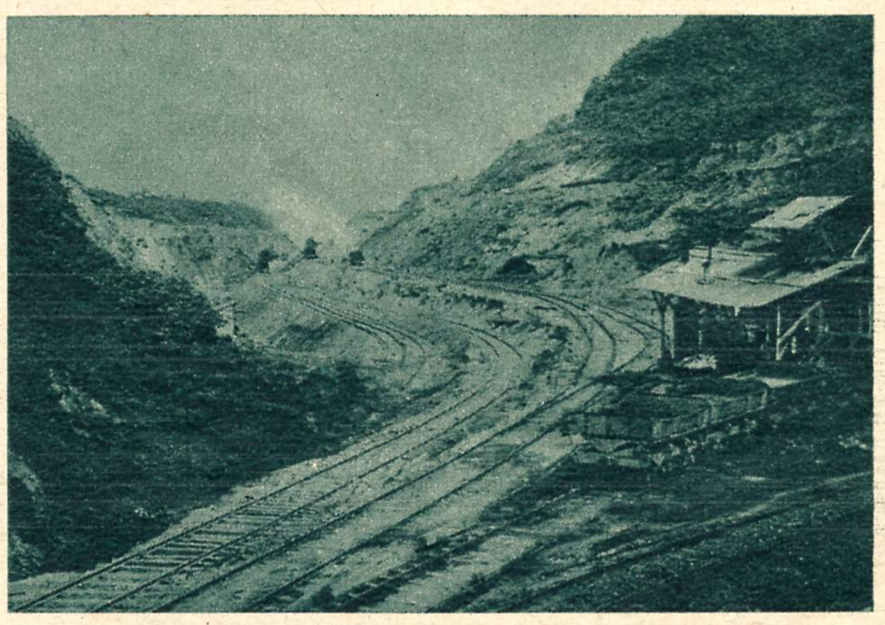
Eine Briefmarke bringt das Schicksal ins Rollen

Nun hatte sich der Washingtoner Kongreß 75 Jahre später (Juni 1902) endgültig für den Bau eines Kanals durch die Landenge von Panama entschieden, obwohl man angesichts des gescheiterten Unternehmens von Lesseps die Verwirklichung des mit geringeren Mühen und Baukosten verbundenen, alten Nicaraguakanal-Projektes eher hätte erwarten können. Aber eine kleine Briefmarke hat hier Schicksal gespielt! Der frühere Oberbauleiter der französischen Panamakanalgesellschaft, Philippe Bunau-Varilla, ein ehrgeiziger und propagandistisch befähigter Intrigant, hatte entdeckt, daß auf der 1 Centavo-Briefmarke der mittelamerikanischen Republik Nicaragua als stolzes Wahrzeichen dieses vom Erdbeben heimgesuchten Landes ein rauchender Vulkan abgebildet war. In großen Mengen schickte er nun, als seine französische Gesellschaft mit den Amerikanern wegen des Verkaufs ihrer Panamakonzession nicht handelseinig werden konnte, diese unschuldige kleine Briefmarke mit aufgebauschten Warnungen vor den Vulkangefahren an die Abgeordneten des nordamerikanischen Kongresses, die sich dadurch auch beeindrucken ließen. Es wurde Bunau-Varillas erster diplomatischer Erfolg und verschaffte ihm mit einem Schlage die in den USA notwendige „Publicity"! Der 1901 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählte Republikaner Theodore Roosevelt, ein Imperialist reinsten Wassers, erhielt vom Kongreß die Vollmacht, bei einer Nichteinigung mit der Republik Kolumbien, zu der Panama damals als Departement gehörte, mit Nicaragua über einen Kanalbau zu verhandeln. Die durch den Kauf der französischen Panamagesellschaft automatische erworbene Konzession lief nämlich 1903 ab und Kolumbien stellte neue erhöhte Forderungen.

Die Verhandlungen mit Kolumbien zogen sich bis zum Frühjahr 1903 hin. Schließlich konnte „Teddy" Roosevelt am 17. März 1903 dem Senat einen Vertrag vorlegen, nach dem die USA an Kolumbien einmalig zehn Millionen Golddollar und zusätzlich 250000 Dollar auf eine Vertragsdauer von zunächst 100 Jahren, die auf Wunsch der USA erneuert werden sollte, für einen Landstreifen von 6 Meilen Breite zahlen wollten, durch den der Kanal geleitet werden solle. Die USA sollten berechtigt sein, Truppen zum Schutz des abgetretenen Gebietes zu entsenden, falls Kolumbien dazu nicht in der Lage sei. Der amerikanische Senat billigte natürlich diesen günstigen Vertrag, aber die Regierung von Kolumbien verschleppte seine Ratifizierung, um bessere Bedingungen herauszuholen. Nachdem sich der kolumbianische Kongreß am 31. Oktober 1903 zur Kundmachung seines Unwillens über diesen Vertrag entscheidungslos vertagt hatte, hätte der USA-Präsident sich nun mit der Regierung von Nicaragua in Verbindung setzen müssen. Er tat es nicht. Nach englischem Vorbild hatte man nämlich in Washington gelernt, mit „goldenen Kugeln" und einem Trommelfeuer demokratischer Phrasen Machtpositionen durch bestochene Subjekte und geheimnisvolle Agenten zu erwerben sowie nötigenfalls mit Schiffskanonen zu drohen.

USA-Marine als „deus ex machina"

In Bunau-Varilla besaß Präsident Theodore Roosevelt ein willfähriges Werkzeug, ähnlich wie der berüchtigte Taborda des jetzigen Präsidenten Roosevelt. Die Dollars rollten in Panama, und Bunau-Varilla gelang es, zwei der angesehensten Bürger der ProvinzPanama, Jos Augustino Arango und Dr. Manuel Amador Guerrero, sowie den französischen Verwalter der Panamabahn für eine Revolution zu gewinnen. Dr. Guerrero fuhr zur Instruktion nach Washington und traf sich mit Bunau-Varilla in New York, der sich begeistert mit dem „spontanen" Revolutionsplan Panamas einverstanden erklärte. Am 2. November 1903 erhielt der Kommandant des vor der Hafenstadt Colon patrouillierenden USA-Kriegsschiffes „Nashville" funkentelegraphisch vom stellvertretenden USA-Marinesekretär

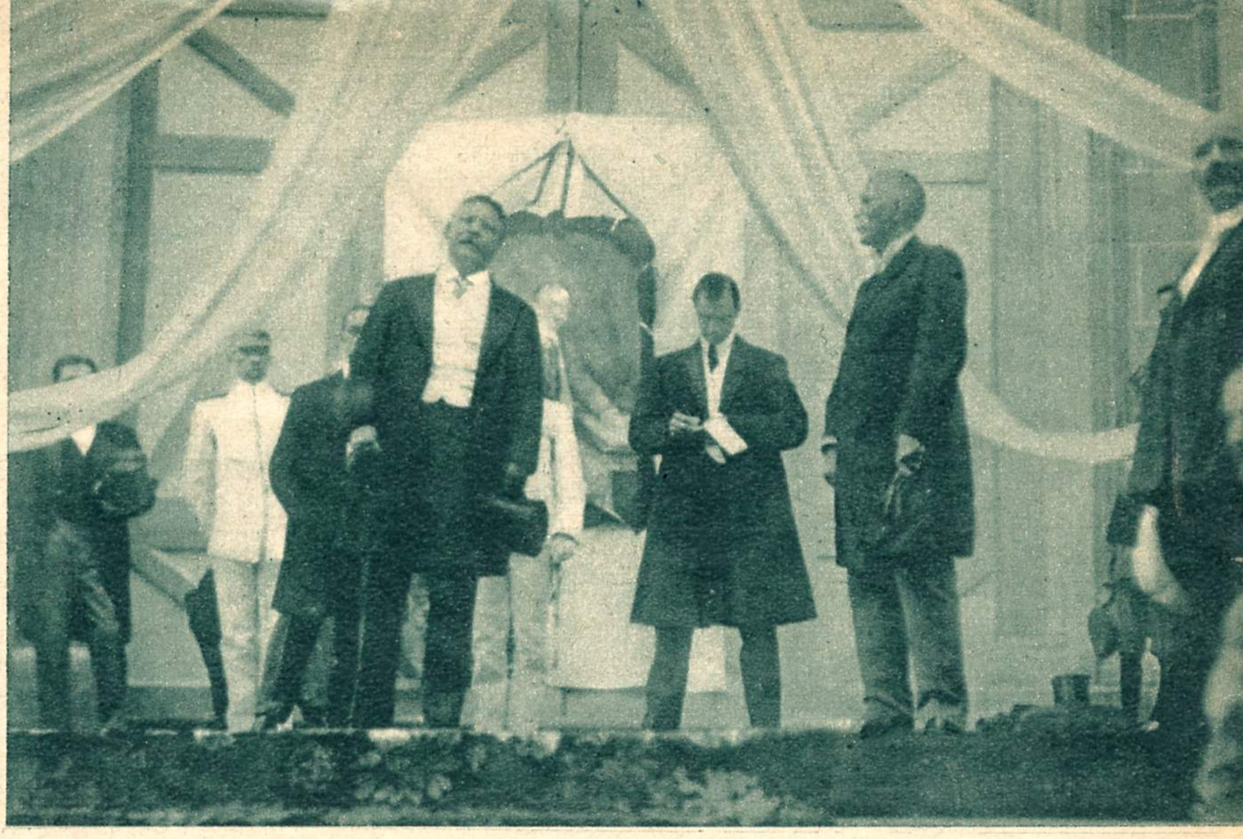


Immer wieder von politischem Gezänke und Finanzskandalen unterbrochen, schritten die Bauarbeiten am Panamakanal nur schleppend voran. Unser Bild zeigt das östliche Ende des Culebra-Einschnitts im Jahre 1906. Erst zu Beginn des Weltkriegs konnte der Kanal seiner Bestimmung übergeben werden

PANAMA

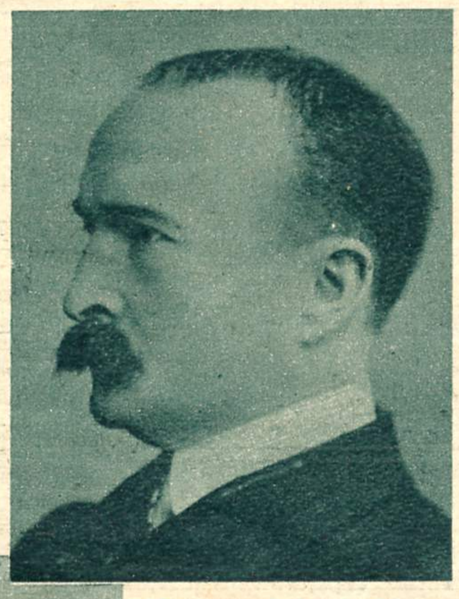
Imperialisten

Von Wolf Schmalfuss



Keine Theaterszene, sondern ein Besuch des Präsidenten „Teddy" Roosevelt in der Hauptstadt Panamas im Jahre 1906. Er beantwortet eben auf dem Marktplatz von Panama die Begrüßungsansprache des Präsidenten Amador

die Order: „Verhindern Sie Landung irgendwelcher bewaffneter Streitkräfte der Regierung oder der Aufständischen, die feindliche Absichten hegen!" Drei weitere Kriegsschiffe wurden herbeigerufen und erhielten auf gleichem Wege den Befehl: „Es wird berichtet, daß kolumbianische Regierungsstreitkräfte in Kriegsschiffen sich der Landenge nähern. Verhindern Sie ihre Landung!" Also ehe noch die Regierung von Kolumbien von einem Aufstand in Panama etwas ahnte, war die USA-Marine schon bereit, die kolumbianischen Streitkräfte an einer Niederschlagung der von der Roosevelt-Clique inszenierten Revolte in Panama zu hindern! So konnten die panamesischen Verschwörer, die ja weder über ein Heer noch über eine militärische Ausrüstung verfügten, auftragsgemäß in den Nachtstunden des 3. November nach Washington kabeln: „Aufstand heute abend 6 Uhr erfolgt; kein



Ingenieur Bunau-Varilla. Er setzte als Agent Theodore Roosevelts die Panama-Revolution 1903 in Szene

Unten: Arnulfo Arias, der kürzlich auf Betreiben Washingtons gestürzte Präsident von Panama, Franklin D. Roosevelt und Oberst Watson, der militärische Berater des USA-Präsidenten, bei einer militärischen Veranstaltung in der Kanalzone

Blutvergießen; Angehörige der Armee und Marine gefangengenommen; Regierung kommt heute nacht zustande!" Um 23 Uhr 18 Minuten gab der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen aus Washington die telegraphische Anweisung nach Panama, man solle rasch handeln, um zu verhindern, daß kolumbianische Truppen von Colon nach Panama gelangten. Die amerikanischen Marinestreitkräfte unterdrückten jede Operationsmöglichkeit der von der Regierung in Kolumbien entsandten Truppen.

Teddy Roosevelt belohnt seinen „Taborda"

In Bogota erinnerte man sich in diesem entscheidungsschweren Augenblick an den mit Washington im Jahre 1846 abgeschlossenen Vertrag, nach dem die USA verpflichtet waren, Kolumbien bei der Aufrechterhaltung seiner Souveränität auf der Meerenge von Panama zu unterstützen. Der Kommandeur der kolumbianischen Wehrmacht, General Reyes, schlug daher vor, falls Washington die Landung seiner Truppen auf der Meerenge von Panama gestatten würde, sollten die USA dort das Standrecht erklären und den vom kolumbianischen Kongreß bisher nicht genehmigten Vertrag mit den USA vom 17. 3. 1903 durch Dekret ratifizieren lassen bzw. eine zweite Tagung des Kongresses in Bogota herbeiführen. — Als Antwort drahtete am 6. November der USA-Außenminister Hay an den amerikanischen Gesandten in Kolumbien: „Da die Einwohner von Panama durch eine anscheinend einheitliche Bewegung ihre politische Verbindung mit der Regierung Kolumbiens aufgelöst und ihre Unabhängigkeit zurückgenommen, sich auch eine eigene republikanische Regierung gegeben haben, mit der die Regierung der USA bereits in Beziehungen getreten ist, empfiehlt der Präsident der USA den Regierungen von Kolumbien und Panama auf das dringendste, alle zwischen ihnen schwebenden Fragen auf der Grundlage der Billigkeit zu regeln." Am gleichen Tage erhielt der amerikanische Agent in Panama die Anweisung: „Wenn Sie sich überzeugt haben, daß eine de facto-Regierung republikanischer Staatsform ohne nennenswerte Opposition von seiten der Einwohner im Staate Panama zustandegekommen ist, wollen Sie mit ihr als der verantwortlichen Regierung des Gebiets in Beziehungen treten." Der „Taborda" von damals, Philippe Bunau-Varilla, wurde zur selben Stunde zum Gesandten von Panama in Washington ernannt. Drei Tage nach Ausbruch der „Revolution" war also bereits die „unabhängige" Republik Panama von Washington aus der Taufe gehoben worden!

Präsident Roosevelt erließ auf einer zum 10. November einberufenen außerordentlichen Tagung des Kongresses eine Botschaft folgenden Inhalts: „Der Präsident bedauere, daß Kolumbien es ablehne, den Vertrag zu ratifizieren; der Kanal müsse nunmehr von den Vereinigten Staaten gebaut werden. Dies sei zwar nicht erwünscht und werde auch nicht zweckmäßig sein, allein, Amerika könne und wolle es nicht zulassen, daß irgendeine Gemeinschaft von Menschen sich der Errichtung einer der großen Handelsstraßen der Welt entgegenstelle. Die Vereinigten Staaten sollten endgültig entscheiden, welches die beste Route sei, und dann bekanntgeben, daß sie sich nicht länger den kleinlichen, unaufrichtigen Machenschaften derjenigen unterwerfen könnten, denen die „Zufälligkeit der örtlichen Lage" die zeitweilige Herrschaft über den Boden gegeben, durch welche die Route gehen muß, und daß, wenn jene in aufrichtiger Weise zu einem Abkommen mit den Vereinigten Staaten gelangen, diese ihrerseits nicht allein gerecht, sondern edelmütig handeln werden. Wenn sie aber zu keinem solchen Abkommen gelangen sollten, so müßten die Vereinigten Staaten sofort die Angelegenheit in die eigenen Hände nehmen."

Man vermeint geradezu den Neffen Franklin D. Roosevelt vor sich zu sehen, wenn man diese vom skrupellosen Yankee - Imperialismus getränkte Botschaft Theodore Roosevelts liest, der damit eine absurde Völkerrechtstheorie konstruiert hatte, mit der jede Intervention in Hoheitsgebieten anderer Nationen legalisiert werden sollte, wenn der „Unverstand der zufälligen Besitzer" des betreffenden Landes die machtpolitischen Ziele Washingtons behinderte! Am 11. November telegraphierte Hay an die Regierung in Bogota: „Man hält es hier (in Washington) nicht für wünschenswert, auf der Meerenge von Panama kolumbianische Truppen landen zu lassen."

Kolumbien protestierte formell gegen das vertragswidrige Verhalten der USA, ohne etwas an den vollendeten Tatsachen ändern zu können.

„Ich habe mir die Kanalzone einfach verschafft"

Bunau-Varilla wurde am 13. November vom Präsidenten offiziell als Vertreter Panamas empfangen und unterzeichnete am 18. November 1903 mit Staatssekretär Hay den Panamakanal-Vertrag, wie ihn der Präsident am 23. Januar bereits dem amerikanischen Staat zur Genehmigung vorgelegt hatte. In seiner Botschaft an den Kongreß vom 7. Dezember 1903 erklärte der „Herr des Weißen Hauses" pathetisch: „Die Regierung der Vereinigten Staaten würde sich einer Torheit und einer Schwäche schuldig gemacht haben, die einem Verbrechen gegen die Nation gleichgekommen wäre, wenn sie in der Kanalangelegenheit anders gehandelt hätte, als sie es getan hat." Und im Jahre 1911 bekannte sich Theodore Roosevelt, als er längst nicht mehr Präsident war, in einer öffentlichen Rede zu seinem Handstreich mit den brutalen Worten: „Ich habe mir die Kanalzone einfach verschafft!" Am 15. August 1914, als die Brandfackel des Weltkriegs aufloderte und Europa vom Kanonendonner erbebte, wurde der Panamakanal durch Präsident Wilson feierlichst eröffnet. Damit waren die beiden größten Meere der Welt auf kürzestem Wege verbunden worden. Symptomatisch war es aber, daß die ersten Schiffe, die den Panamakanal passierten, Transporter waren, die neuseeländische und australische Truppen für Englands Krieg nach Flandern schafften.

II. Panama-Revolution 1941

Die Republik Panama blieb ein Vasallenstaat Washingtons und wird es auch bleiben, solange sich durch ihr Gebiet die Hauptschlagader der USA zieht. So inszenierte 38 Jahre später Präsident Franklin D. Roose-

Fortsetzung auf Seite 597

Franklin D. Roosevelt (links), der wieder einmal einen imperialistischen Streich auszuhecken scheint, ist vom gleichen Holz geschnitzt wie sein Onkel Theodore Roosevelt (rechts)

Aufn. Scherl-Bildarchiv (6)

BOMBEN auf TSCHU

In dem nachstehenden Bericht schildert der japanische Kriegsberichter Kinji Sudo seine Eindrücke auf einem Feindflug nach der chinesischen Stadt Tschungking, dem Sitz der Tschiang-Kaischek-Regierung. Kinji Sudo steht als Berichterstatter der in Tokio erscheinenden Zeitung „Yomiuri Schimbun" an der chinesischen Front und hat als erster Pressemann den Angriff eines japanischen Marine-Kampfflugverbandes auf Tschungking mitgemacht

Tiefhängende Nebel zerstreuten sich wie Geistererscheinungen vor den schnell gleitenden Strahlen der aufgehenden Sonne. Auf dem Flugplatz herrschte emsiges Leben — schnell, aber ohne Hast und in vollkommener Ordnung ging das Bodenpersonal seiner Tätigkeit nach. Riesengroße dunkelbraune Bomber, ein ganzer Verband, standen in langer Reihe fertig zum Start.

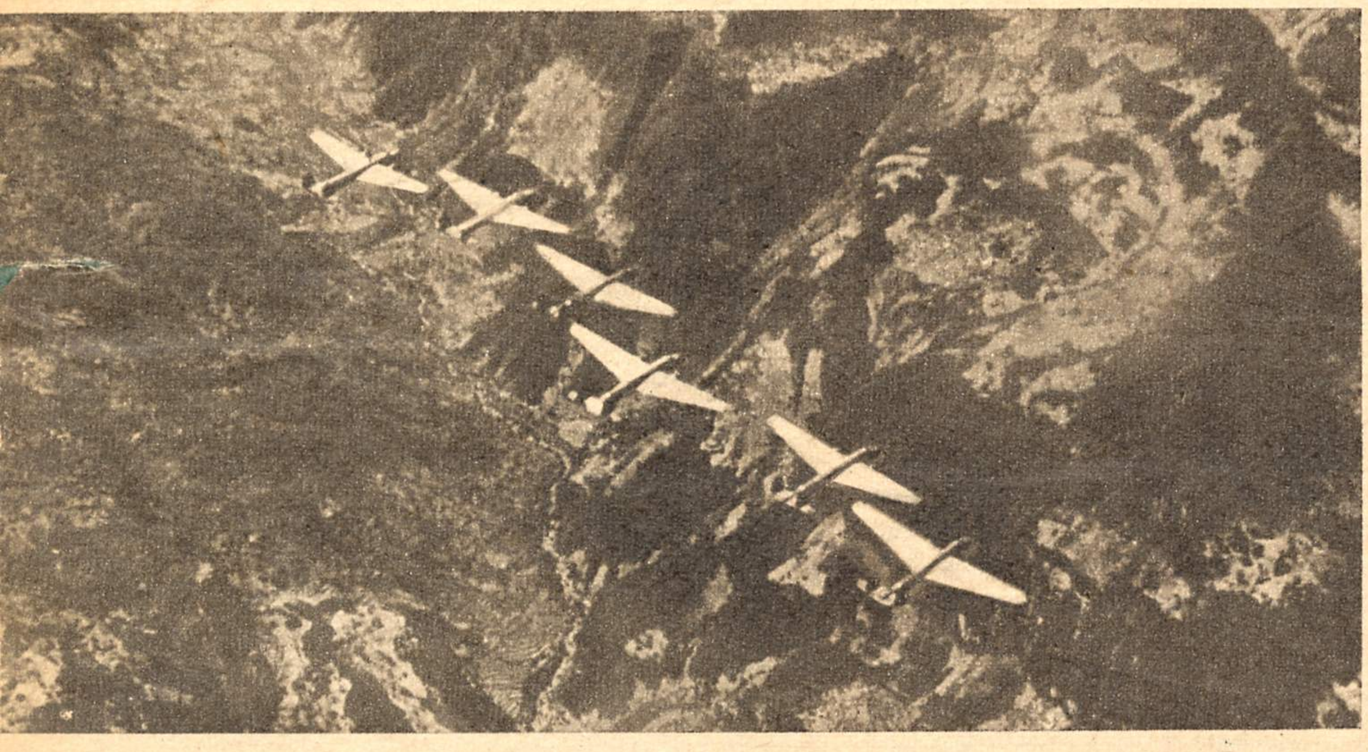
Das Ziel sollte Tschungking sein.

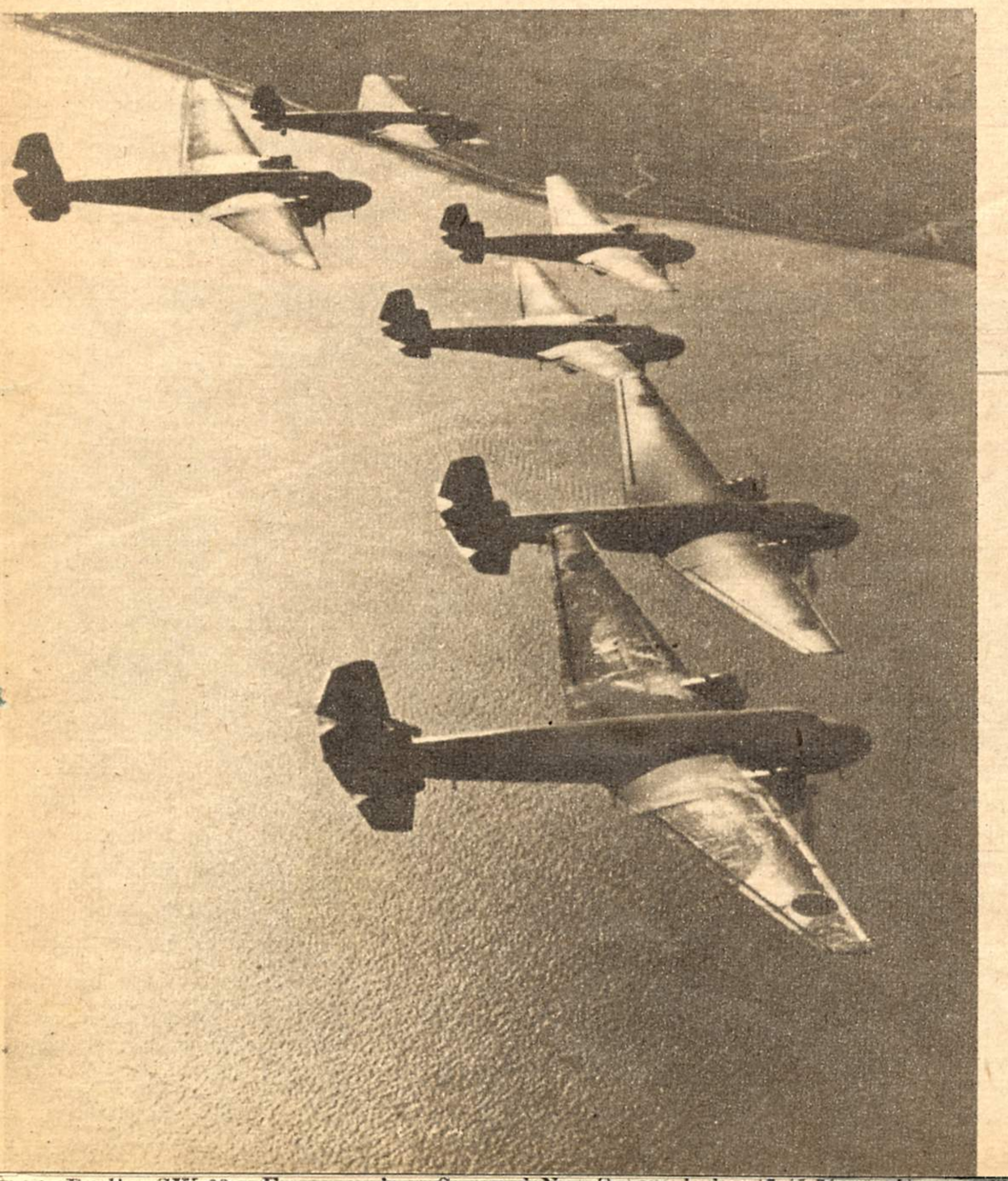
Zuerst sprach der Kommandant. Dann erschallte die markante Stimme des Admirals Shimada. Der heutige Marineminister war damals Oberbefehlshaber der japanischen Flotte in den chinesischen Gewässern und hatte den langen Weg nach hier gemacht, um den Fliegern erhebende Worte mit auf den Weg zu geben. „Geht", sagte er, „mit leidenschaftlicher Entschlossenheit, das Hauptquartier des japanfeindlichen Regimes zu zerschmettern, und kehret alle frohen Mutes zurück."

Bomber über uns, Bomber rechts und links, Bomber hinter uns — alle im Gleichklang heulend und einen ungeheuer drohenden gespreizten Adler bildend, der wie ein Komet in das unendliche Blau hineinjagte. Unter uns breitete sich die Landschaft mit ihren weiten Flächen wie ein zauberhafter Teppich aus. Grüne Felder mit spinnwebartigem Überzug, goldgelbe Bänder von Wasserläufen, graue Blöcke von Lehmhütten und purpurfarbene Hügel lagen in strahlendem Sonnenlicht, als wir schnell über die Provinz Hupeh dahinflogen. Das Dröhnen der Maschinen war auffallend regelmäßig und einförmig. Wir flogen bis zu einer Höhe von mehreren tausend Metern. Es war bitter kalt. Jetzt kamen die berühmten Bergfestungen von Szetschuan in Sicht. Hügelketten, Berge und Bergspitzen, eine Wüste von erdigem Chaos. Durch dieses Niemandsland windet sich der mächtige Jangtsefluß, und sein rauschendes Wasser schimmerte in der Morgensonne. Wir stiegen immer höher, und ich fühlte, wie die Kälte durch meine Glieder zog. Jetzt waren die zackigen Felsen unmittelbar unter uns. Ein schrecklicher Anblick, furchterregend und doch schön wie ein schuppiges Ungeheuer über der Erde. Dies war nun die herrliche Szetschuanwildnis!

Genau um 10 Uhr händigte mir der Funker Iyefuji einen Zettel ein, auf den die Worte „Sicht 25 Kilometer, klares Wetter in Tschungking" hingekritzelt waren. Er grinste mich an, zwei gleichmäßige Reihen perliger Zähne zeigend. „Einen Penny für Deine Gedanken" kritzelte ich als Antwort hin.

Wir schienen die Gipfelhöhe erreicht zu haben. Es wurde immer kälter. Ich lehnte mich leicht ermüdet





Japanische Kampfflugzeuge auf dem Wege nach Tschungking über dem Gebirge von Szetschuan. Jede Notlandung in diesen unwegsamen, schroffen Gegenden Chinas würde den sicheren Untergang bedeuten

Aufnahmen
Japan Photo Library

Flug über den schimmernden Fluten des Jangtsekiang. Tschungking, der Sitz der Tschiang-Kaischek-Regierung, liegt viele hundert Kilometer flußaufwärts an den Ufern dieses mächtigen chinesischen Stromes

Rechts: Immer wieder sind die befestigten Stellungen und militärischen Anlagen Tschungkings von den Japanern wirkungsvoll mit Bomben belegt worden. Die Stadt, auf felsigem Boden zwischen dem Jangtsekiang und dem Kialing gelegen, bietet

NGKING

egen die Wand der Kabine, und ein Schwindelanfall berfiel mich. Mein Kopf schmerzte. Mir war zumute, ls ob wir die Stratosphäre erreicht hätten. Plötzlich ühlte ich einen Stoß gegen meine Schulter, und als ich ich umdrehte, sah ich den still grinsenden Iyefuji urch eine Handbewegung andeuten, ich solle die Sauerstoffmaske anlegen. Dies tat ich, worauf ich mich sofort rleichtert fühlte.

Um 11 Uhr ertönte eine elektrische Glocke in der Kaine. Endlich hatten wir die Einsatzzone erreicht. Sofort horchte die gesamte Mannschaft auf, jeder auf einem Posten, wachsam, fertig zum Kampf — eine vollkommene Maschine innerhalb einer Maschine. Es wurde ein Zettel herumgereicht: „In 25 Minuten sollten wir über Tschungking sein. Seid auf der Hut gegen feindliche Flugzeuge". Iyefuji, der Funker, grinste noch. Ich wunderte mich, glaubte er etwa, daß ich mich fürchte?

Plötzlich klopfte er auf meine Schulter und zeigte nach unten. Und dort, eine kleine Strecke vor uns, dehnte sich die halb zerstörte Stadt Tschungking aus. Ich hatte viele Ansichten der Hauptstadt Tschiang-Kaischeks aus der Vogelperspektive gesehen. Aus jener Höhe und Entfernung sahen ihre wabenartig durchlöcherten Ruinen wie ausgegrabene Überreste einer sehr alten und vergessenen Zivilisation aus. War es Einbildung oder war es eine Prophezeiung?

Mit nordöstlichem Kurs flogen wir die Stadt über die Trümmer einer Zitadelle an. Hastig nach der an meiner Brust hängenden Kamera greifend, lehnte ich mich aus dem Flugzeug heraus, um das Schauspiel unter mir festzuhalten, aber meine Finger waren steif vor Kälte. Als ich meine Handschuhe auszog, fühlte ich die stechende Kälte in meinen erstarrten Fingerspitzen. Im nächsten Augenblick prasselte ununterbrochen Geschützfeuer unter uns. Flakgranaten, wie schwarzes Feuerwerk, entluden sich vor meiner Kamera. Die feindliche Fliegerabwehr hatte ihren Hexentanz begonnen. Regelmäßige Rauchschwaden stiegen aus dem nördlichen Teil der Stadt empor. Ich fühlte die drohende Gefahr. Als ich dann gründlicher Umschau hielt, konnte ich hier und dort bräunliche Rauchwolken sehen, die sich aufwärts bewegten. Unsere Maschinen hatten begonnen, ihre Bombenschächte zu öffnen. Jetzt flogen wir über der von früheren Angriffen schwer mitgenommenen Stadt dahin. Verlassene Straßenzüge waren deutlich sichtbar. Es stiegen keine Jäger auf, um einen Angriff herauszufordern. Man konnte Bombe auf Bombe bersten und unzählige, sich langsam entfaltende Detonationswolken sehen, die, wie braun schimmernde Rosen, zur vollen Blüte aufbrachen. Das Krachen der aufeinander folgenden Explosionen war betäubend. Der Donnergott hatte seine Taktik geändert; er hatte unten die Hölle entfesselt.

Das Abwehrfeuer wurde immer schwächer — nur dann und wann ein unwirksamer Einschlag. Unsere Bomber schienen Tschungking in einem Halbkreis überflogen zu haben. Jetzt stand mehr als zwei Drittel der Stadt in Flammen. Zwei ungeheure Rauchwolken stiegen aus der Mitte unmittelbar aufwärts und breiteten sich wie ein schwarzes Bahrtuch über den Ruinen aus.

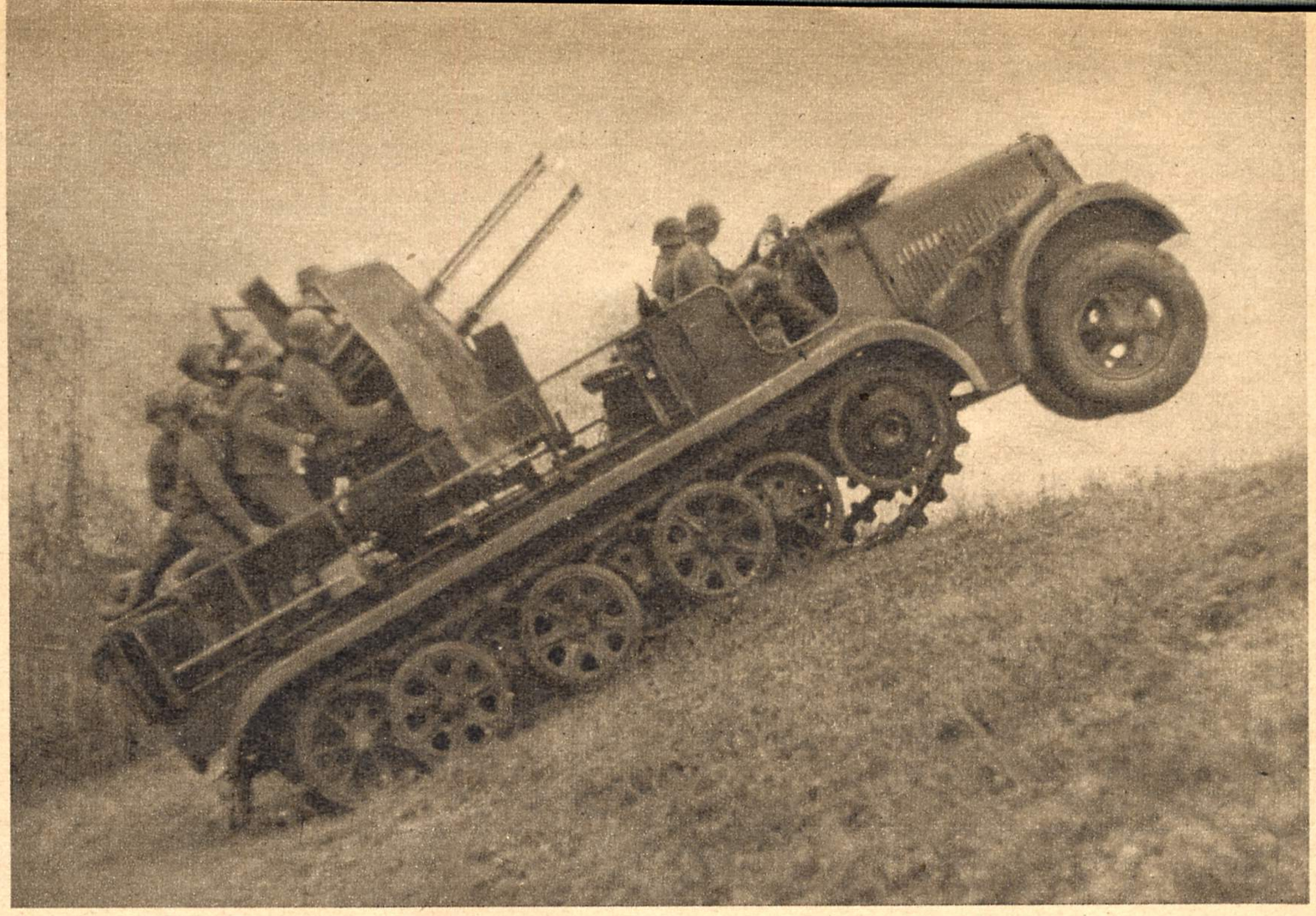
„Aus!" schrie Yamaguchi mir ins Ohr.

Aus einem unerklärlichen Grunde kam ein Gefühl des Mitleids über mich. Ein flüchtiges Traumbild schwebte mir vor. In meinem Gedächtnis erwachte ein Erlebnis, das ich vor drei Jahren in Wuchang, kurz nach dem Fall von Hankow, in dem verlassenen Heim des Generalissimus Tschiang-Kaischek hatte. Im Boudoir seiner Gattin fiel mein Blick auf eine reizende Puderdose, auf welcher weiter nichts als ihr Name „Mei-ling", anscheinend in ihrer eigenen Handschrift in feiner chinesischer Schrift, zu lesen war . . .

Die brennende Hauptstadt entschwand inzwischen in der Ferne, als unser Verband ohne jeden Verlust auf Heimatkurs ging. Wir flogen jetzt niedriger, die Sauerstoffmaske brauchte ich nicht mehr.

Welche Erlösung! Unter uns der schimmernde Jangtsekiang, ein einzelnes Dampfschiff trieb stromabwärts. Der unverwüstliche Iyefuji legte seine Hand fest auf meine Schulter. „Nun, zum Essen!" schrie er vor Freude, und sein Grinsen war stärker denn je.

Heute noch ist mir jenes Grinsen unerklärlich.

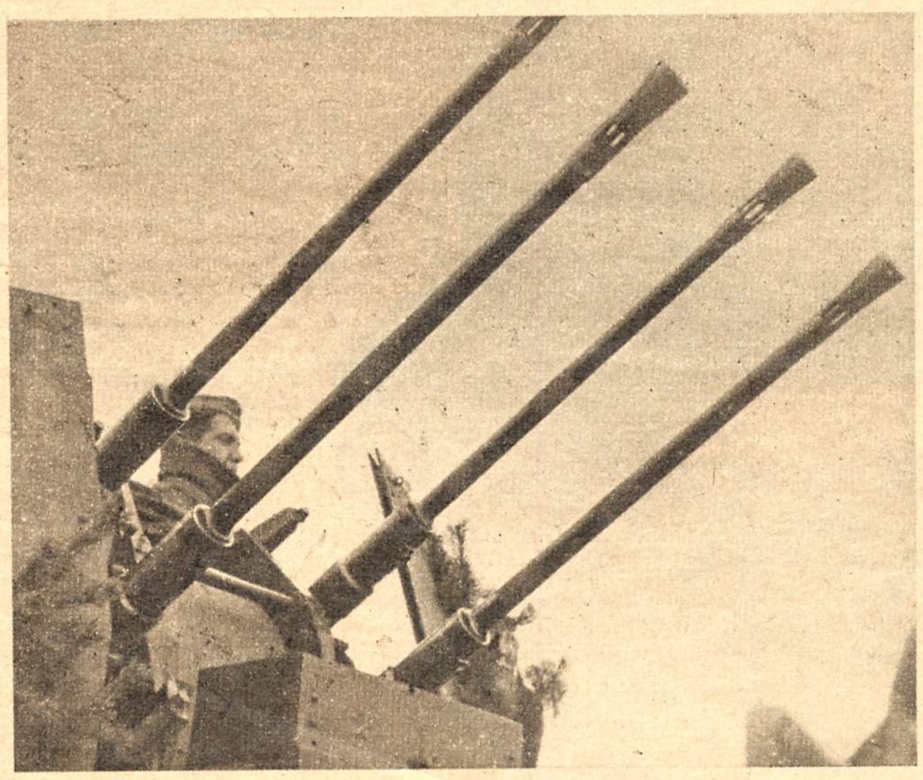


Vierlings-Flak-Artillerie an der Front. Die geländegängige Selbstfahrlafette ermöglicht auch in hügligem Gelände schnelle Vorstöße und größte Beweglichkeit bei allen Operationen

Der Vierling

Eine neue Waffe der deutschen Flakartillerie

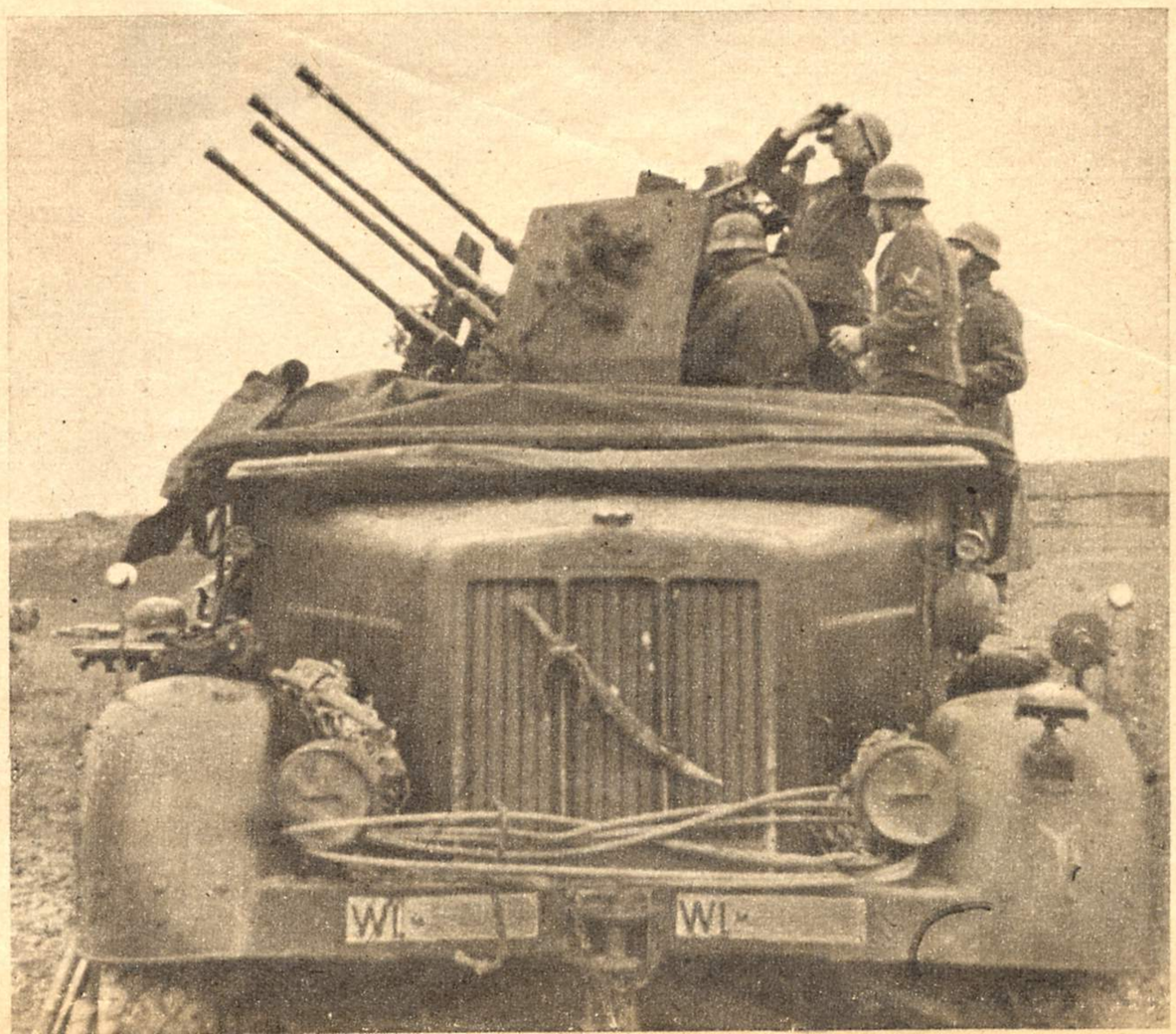
Die Taten der deutschen Flakartillerie sind ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Krieges. Neben dem vorbildlichen Angriffsgeist der Kanoniere verdanken wir ihre Erfolge der hochentwickelten Technik, die gerade auf diesem Gebiete große Fortschritte erzielt hat. Seit einiger Zeit befindet sich ein neues leichtes Flakgeschütz, der sogenannte Vierling, im Einsatz, der sich vor allem im Kampf gegen den sowjetischen Feind als eine Waffe von stärkster Wirkung erwiesen hat



Das Vierlings-Geschütz der deutschen Flakartillerie ist eine Waffe von besonders hoher Feuerkraft, die dem sowjetischen Gegner bereits häufig hart zugesetzt hat

PK Aufnahmen Kriegsberichter Reimers (Wb)

Der Vierling hat sich sowohl bei der Abwehr von Luftangriffen als auch beim Einsatz im Erdkampf, besonders gegen Panzer, unzählige Male bewährt



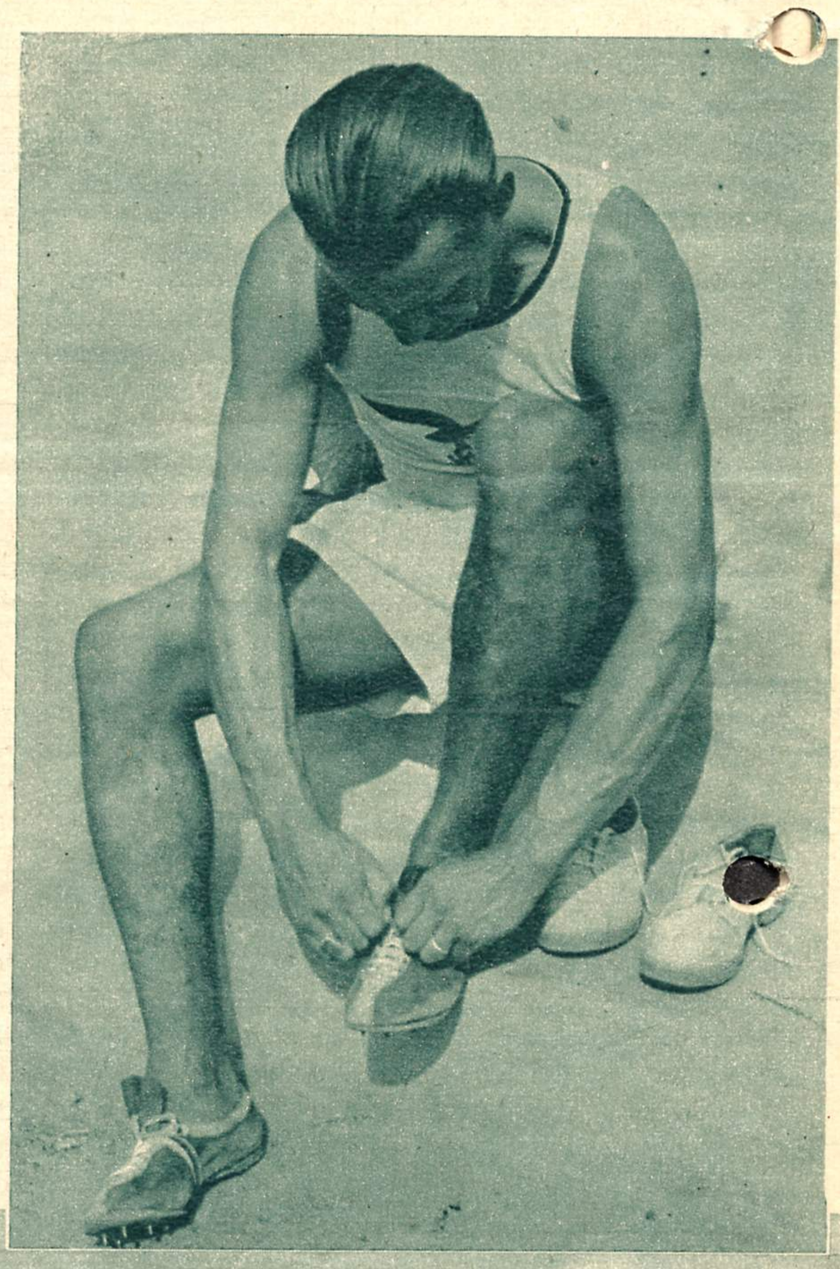
SPORTFEST IN ATHEN

Die Erfolge der deutschen Wehrmacht an allen Fronten sind nicht zuletzt das Ergebnis einer systematisch betriebenen körperlichen Ertüchtigung jedes einzelnen Mannes. Von dem hohen Stand dieser Ausbildung konnte man sich unlängst wieder in einem Sportfest der deutschen Wehrmacht überzeugen, das im historischen Olympiastadion in Athen mit großem Erfolg abrollte. Unser Bildbericht vermittelt einige Szenen von der Beteiligung der Luftwaffe an dieser Veranstaltung

In blendendem Weiß hebt sich das Eingangsportal zum Olympiastadion vom blauen Himmel ab, während die Sportgruppe der Flieger zum 400-Meter-Lauf startet

Links: Viele hohe Offiziere der deutschen und der italienischen Wehrmacht wohnten mit großem Interesse der Veranstaltung bei. — Bild rechts: Ein Wettkampfteilnehmer bereitet sich zum 100-Meter-Lauf vor

Aufnahmen
Rob. A. E. Bauer



Unten rechts: Mit scharfem Blick überwachen die Schiedsrichter die spannenden Wettkämpfe

Fertig zum Start. Jeder Muskel dieses Unteroffiziers der Luftwaffe ist angespannt. Wie im blutigen Kampf gegen den Feind, so will er auch im friedlichen Wettstreit der Sieger sein

Leuchtende Spuren am nächtlichen Himmel

Ein kleines Gespräch im Luftschutzkeller

Von Otto Kappelmayer

Ganz vorsichtig steckt Vater Krause seinen Kopf zur Tür hinaus, die vom Luftschutzraum ins Freie führt. Fritz, der Zwölfjährige, ist dicht hinter ihm — und schon draußen, obgleich die Abschüsse und Detonationen der leichten und schweren Flakgranaten Schlag auf Schlag aufeinanderfolgen. „Sieh mal, Vati, Leuchtgranaten, eine hinter der anderen, das sieht fein aus." „Woher doch, Leuchtgranaten sehen ganz anders aus, das ist hier Leuchtspurmunition, der Flakartillerist sagt Lichtspurmunition. Wart mal, gleich kommen noch ein paar hinterher."

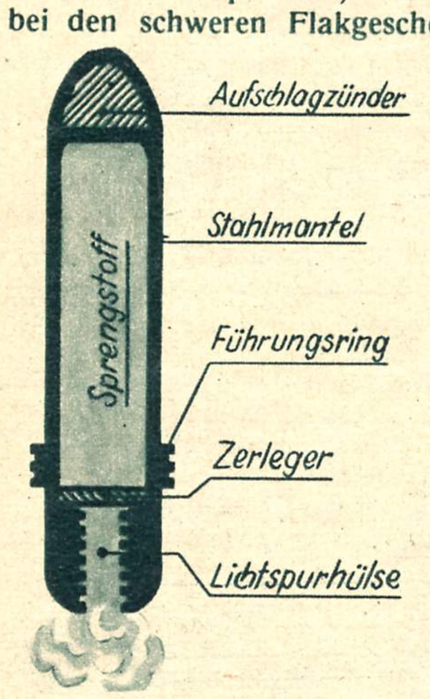
Beide starren zum nächtlichen Himmel empor. Aber schon ist der Luftschutzwart zur Stelle und weist sie mit warnenden Worten in den Luftschutzkeller.

Fritz kann sich nicht beruhigen über die leuchtenden Perlenschnüre am Himmel, die er gesehen hat — und bettelt zum Luftschutzwart: „Erzählen Sie mir doch bitte von der Lichtspurmunition. Sie waren ja einmal Artillerist!"

„Ja", sagt der Luftschutzwart, „das stimmt wohl. Wir haben gegen Schluß des Weltkriegs auch schon Lichtspurgranaten gehabt, natürlich nicht so gute, wie man heute hat." Vater Krause hat einen Einwand: „Die, die wir vorhin gesehen haben, leuchteten schön gelb. Haben wir auch rote?"

„Im allgemeinen verwenden wir die gelbleuchtende Spur, weil wir herausgefunden haben, daß sie bei den verschiedenen Sichtverhältnissen und Flugbahnhöhen die beste Sichtbarkeit durch das Glas und mit bloßem Auge ergibt. Fritz will wissen, wozu man überhaupt Leuchtspurmunition verwendet. „Das hat zwei Gründe. Erstens kann sich der Richtkanonier nach der deutlich sichtbaren Bahn der Granate richten, und zweitens ist die psychologische Wirkung der Leuchtspurmunition auf die feindlichen Flieger sehr bedeutend. Sie versuchen, sich durch alle möglichen Kunstmanöver möglichst schnell aus dem Schußfeld zu entfernen."

Fritz hat vorher genau beobachtet, daß hauptsächlich bei den Abschüssen der kleinen Kaliber Leuchtspuren sichtbar werden. Darum fragt er: „Schießen denn alle Flakgeschütze mit Leuchtspurmunition — oder nur die kleinen?" — „Das ist natürlich sehr verschieden. Im allgemeinen schießen die kleinkalibrigen Flakgeschütze hauptsächlich mit Lichtspurmunition. Es gibt aber auch größere Kaliber, die einen Leuchtsatz enthalten." — „Warum schießt man dann nicht immer mit Lichtspurgranaten, wenn sie doch so eine gute Wirkung haben?" — „Der Flakartillerist gibt nicht gern von dem in der Granate verfügbaren knappen Raum etwas für die Lichtspurfüllung ab. Denn selbstverständlich geht der Raum, den sie verbraucht, der wirksamen Sprengladung verloren. Aber die Lichtspurmunition hat bei vielen Geschoßkonstruktionen auch noch einen anderen Zweck: Während der Leuchtsatz abbrennt, entwickelt sich im Geschoß eine immer größere Hitze — und diese bewirkt schließlich die Zerlegung des Geschosses, so daß es auch dann unbedingt sicher in der bestimmten Höhe in kleinste Sprengstücke zerrissen werden muß, wenn es nicht trifft. Gerade beim Schießen über einer Stadt muß ja der Geschoßkonstrukteur dafür sorgen, daß die Granate auch dann explodiert, wenn sie das Flugzeug nicht trifft. Wir haben sogar bei den schweren Flakgeschossen durch besondere Zünderkonstruktionen dafür gesorgt, daß sie unter allen Umständen in der Luft vollständig zerstört werden, auch wenn sie nicht treffen. Daher kommt es, daß es heute kaum noch passieren kann, daß ein unzerstörtes Geschoß zur Erde fällt.



Querschnitt durch eine Lichtspurgranate. Der Lichtspursatz befindet sich im unteren Teil des Geschosses und verbrennt während des Fluges langsam von unten nach oben. Wenn das Projektil die gewünschte Höhe erreicht hat, ist der Leuchtsatz verbrannt und nun zündet die Sprengladung, wodurch das Geschoß in kleinste Teile zerspringt

Zeichnung Ciesielski

Fritz hat sich das alles mit offenem Munde angehört — und es geht in seinem kleinen Kopf herum. Plötzlich platzt er heraus: „Sie haben vorher gesagt, Sprenggranaten und Panzergranaten. Was ist denn da für ein Unterschied?" — „Ihr habt doch im Wehrmachtbericht schon oft gelesen, daß die Flakartillerie erfolgreich zur Panzerabwehr am Boden eingesetzt worden ist. So ein Panzer hat eine verdammt harte Stahlhaut, einen Panzer wie ein Krokodil. Wenn man da etwas erreichen will, muß sich das Geschoß erst in den Panzer einbohren, ehe es detoniert. Für die Flugabwehr kommen normalerweise Panzergranaten nicht in Betracht. Wenn aber die zur Anwendung kommen, ist dicke Luft."

Vater Krause ist richtig aufgewacht bei den Erklärungen des Luftschutzwarts. Und da draußen zwar nicht mehr geschossen wird, aber die Entwarnung noch nicht gekommen ist, so muß er doch noch die Gelegenheit wahrnehmen und den Fachmann ein wenig über die Leuchtraketen ausfragen, die schon ein paarmal von feindlichen Fliegern über Berlin abgeworfen worden sind.

Das typische Bild eines konzentrierten Abwehrfeuers. Bei einem solchen Feuerhagel wird dem nächtlichen Feind ein gezielter Abwurf unmöglich gemacht. Freilich versteht es nur die Kamera, bei langer Belichtung ein solches Bild einzufangen, das bloße Auge sieht nichts als das rasch hintereinanderfolgende Aufblitzen der Mündungsfeuer und das Explodieren der Flakgranaten in mehr oder minder großer Höhe

Aufn. Lüdecke

„Leuchtraketen", erklärt er, „das ist eigentlich ein falscher Ausdruck. Man hat Leuchtpistolen, mit denen der Flieger seinem Flugplatz Zeichen geben kann, wenn er zum Beispiel landen will. Dann gibt es aber auch sogenannte Fallschirmleuchtbomben, die die Flugzeuge mit sich führen, wenn sie das Ziel, das sie bombardieren sollen, ausleuchten wollen. In der Bombenkammer trägt eine solche Maschine neben den Sprengbomben auch eine oder zwei Leuchtbomben mit sich. Das sind gewöhnlich ganz beträchtliche Brocken, etwa von der Größe einer Fünfzigkilogrammbombe. Wenn der Flieger in der günstigsten Höhe über seinem Ziel angekommen ist, löst er die Abwurfvorrichtung aus — und die Leuchtfallschirmbombe verläßt die Kammer. Sie entzündet sich nach ganz kurzer Zeit — und gleichzeitig damit öffnet sich der Fallschirm, der die Bombe schwebend über dem Ziel hält. Die Leuchtmasse, meistens Magnesium- und Aluminiumlegierungen, strahlt nun ein ganz intensives Licht aus, in dem das Ziel gut sichtbar wird. Gewöhnlich werden Leuchtbomben in einigen hundert bis zweitausend Meter Höhe abgeworfen. Sie halten sich dann so lange in der Luft, bis der Leuchtsatz abgebrannt ist. Kommen die feindlichen Maschinen in geschlossenen Verbänden an, dann führen sie meist eine eigene Leuchtmaschine mit sich, die nur den Zweck hat, Leuchtbomben zu setzen.

Fritz denkt scharf nach. „Wie zielt denn die Flakartillerie? „Sie wartet, bis das Ziel von den Scheinwerfern eingefangen ist, und visiert es dann an. Die Leuchtspurmunition zeigt ihm, wie seine Schüsse liegen. In ganz seltenen Fällen wird man allerdings auch Sperrfeuer schießen. Im Prinzip ist es heute noch so wie immer bei der Artilleriewaffe: Geschossen wird, wenn das Ziel im Visier sichtbar wird! Dann aber richtig und so schnell hintereinander, daß der Feind schleunigst abrückt."

Seit Beginn der Fliegerei spielt das Leuchtzeichen aus der Luft, das aus einer besonderen Pistole abgeschossen wird, eine wichtige Rolle. Ein Flugzeugbeobachter verstaut eben seine Leuchtpistole im Stiefelschaft, während die Patronen bereits um den Oberschenkel gebunden sind

PK-Aufn. Melichar (PBZ)

Eiserner Rhythmus

Tagebuchblätter aus dem Kampf der Luftwaffe im Osten

Von Kriegsberichter **Dr. Kurt Honolka**

III.

Bei den Pfadfindern der Luft

Sonntag, 27. Juli

PK Luga ist noch im Besitz der Sowjets. Die Stadt sperrt die große Straße nach Petersburg; sie wird von den Bolschewiken außerordentlich zäh verteidigt, und das Gelände ist sehr günstig dafür: die unwegsamen Wälder und Sümpfe rings um die Stadt machen weit ausgreifende Angriffsoperationen fast unmöglich.

Östlich der Rollbahn nach Luga, wenige Kilometer nur hinter der vordersten Linie, liegt eine Nahaufklärer-Staffel. Sie ist unser heutiges Ziel. Wir treffen den Staffelkapitän, Oberleutnant Pr., gerade bei der Einsatzbesprechung an. Der Oberleutnant fordert uns auf, Platz zu nehmen; dann beugen er und zwei Männer in Kombinationen sich wieder über die Karte, die auf dem Schreibtisch ausgebreitet ist. Wir befinden uns im Innern eines Wohnautobusses, der, mit Zweigen und Kiefernbäumchen gut getarnt, am Ende des russischen Waldes steht. Es ist der Gefechtsstand der Staffel; ein primitiver Tisch, zwei festgeschraubte Polsterstühle, die früher einmal Autositze gewesen sind, eine Landkarte, die mit drehbaren Rollen Pauspapier zur Einzeichnung jedes Feindfluges überzogen ist, eine Pritsche und eine Anzahl von Tafeln an den Wänden, das ist die ganze Einrichtung des gedrängten Raumes, in dem Herz und Hirn der Staffel leben. Rings im Walde, selbst aus der Nähe kaum zu erkennen, stehen weitere vierzig Lastkraftwagen, und viele kleine grüne Pyramiden lugen aus dem Unterholz: es sind die Zelte, in denen die ganze Staffel seit Wochen schon haust. Am Rande der ziemlich welligen Wiese, die als Rollfeld dient, warten die Henschel-Maschinen, und wenige Kilometer weiter ist die Front.

„Das Korps will wissen, ob und welche Feindgruppen zwischen G. und L. liegen; es braucht den genauen Standort der schweren Batterien im Walde südlich L. und wünscht Aufklärung über die Beschaffenheit der Straßen und Brücken zwischen D. und L. Sie haben also in diesem Raum aufzuklären.“ Der Staffelführer gibt markante Punkte der Flugstrecke an, aufmerksam zeichnet sie der Beobachter mit Bleistift in seine Karte ein. Einige Minuten später donnert die Maschine über das Rollfeld; sie startet zu einem jener Feindflüge, von denen kein OKW-Bericht spricht, von deren Schwere und Bedeutung wenig Aufhebens gemacht wird — am wenigsten von den Fliegern selbst; und deren Erfolg oder Mißlingen dennoch oft wichtig ist für Einleitung und Ausgang gewaltiger Schlachten.

„Mehr sein als scheinen“ — wohl niemand erfüllt diese soldatische Forderung so restlos wie der Nahaufklärer. Sein Ruhm wird nicht laut gesungen wie der des Jägers oder Kampffliegers. Nicht, daß jene etwa eine leichtere Aufgabe hätten; aber er hat es schwerer, verstanden und gewürdigt zu werden. Er kann seine Leistung nicht so augenfällig messen, wie seine Kameraden von den Jagd- und Kampfstaffeln; wo jene glanzvolle Erfolgsmeldungen von Abschüssen oder in Trümmer bombardierten Panzerzügen nach Hause bringen, sind Striche und Kreuze auf der Landkarte und Lichtbilder die einzige sichtbare Frucht seines Einsatzes. Der Nahaufklärer hat Aufgaben zu lösen, deren Wichtigkeit am besten der Kommandeur zu schätzen weiß, der einen großen Heeresverband zu führen hat. Der Aufklärer muß oft mehr als hundert Kilometer tief hinter die feindliche Front fliegen und die Position und Zusammensetzung feindlicher Truppen, ihre Stärke und Marschrichtung erkunden; er muß feststellen, wo Batterien, Bunker, Panzergräben und sonstige Befestigungen des Feindes liegen; er muß die Richtigkeit des Kartenmaterials überprüfen, gegebenenfalls ergänzen und richtigstellen. Er ist ein unentbehrlicher Helfer der Artillerie; durch Abwerfen von Rauchzeichen meldet und durch Funk dirigiert er, selbst über dem Ziel fliegend, Richtung und Länge der Salven: das Artillerieschießen ist eine seiner Aufgaben.
Stilles, unscheinbares Heldentum, das ist das kämpferische Leben der Männer von den Aufklärungsstaffeln. Aber wenn man mit ihnen spricht — wenige möchten mit irgendwem tauschen. Keiner möchte dieses wechselvolle Soldatenleben missen, das wohl bei keiner Fliegertruppe auch außerhalb des Fluges ein solch erregendes Aug-in-Aug-Stehen mit Kampf und Gefahr ist.

Auf der Rollbahn

Dienstag, 29. Juli

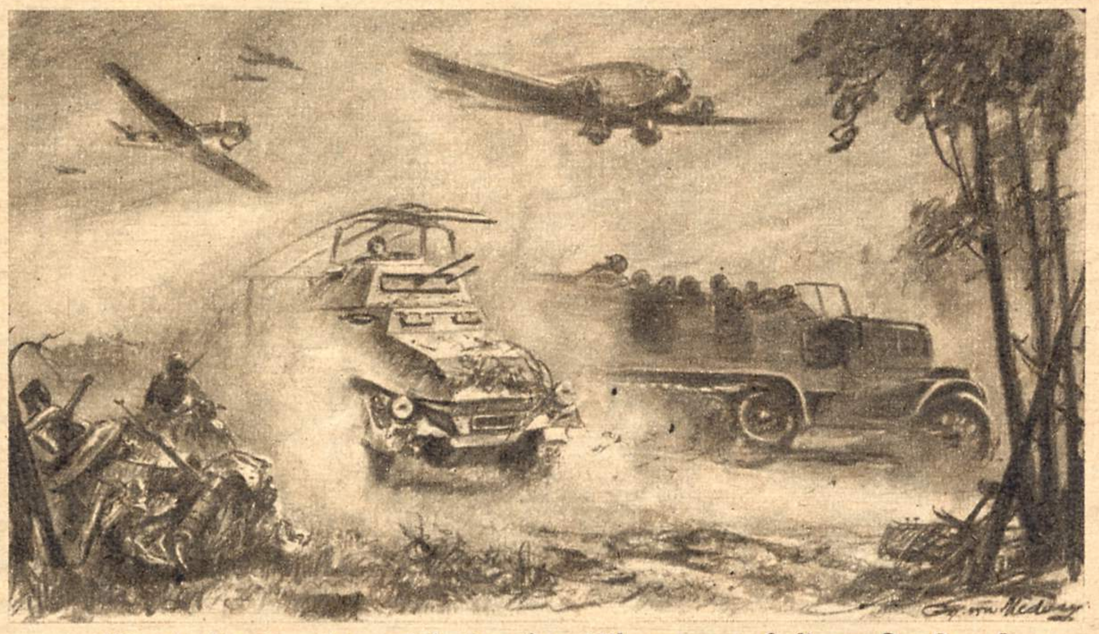
Weiter vorwärts auf der Rollbahn ...
Die Rollbahn, das ist im Osten, und namentlich hier an der Nordostfront, der Hauptkriegsschauplatz. Man erkennt sie, wenn sie eine größere Strecke frei ist von der Wildnis der Wälder, schon aus Kilometern Entfernung, obwohl kein Baum sie säumt. Ein lange niedriger Streifen gelbbraunen Staubes, der wie e Riesenwurm am Boden hinschleicht, bis er sich i Dunst der Ferne verliert. Mehr als an anderen Fronte wird dieser Krieg hier auf den Straßen geführt. S unendlich der Raum ist, auf den wenigen nach Oste und Norden führenden Bändern drängt sich das G schehen zusammen: Kampf, Vormarsch und Nac schub. Wir sind nun schon viele hundert Kilomet auf diesen Straßen frontwärts unterwegs, und imm wesensgleich in tausend Gesichtern blieb das Bild d Rollbahn: rollende Kolonnen in endloser Reihe, stau verhüllt; Panzer, Lastkraftwagen, Kübelwagen, Ra fahrabteilungen, marschierende Divisionen; an d Straßenrändern Bombentrichter und zerschossene Pa zer, Geschütze und Kraftwagenruinen ohne Zahl. Un darüber das Dröhnen der Ju 52 und W 34, die une müdlich Nachschub herbeischaffen, der Jäger, Au klärer und Zerstörer. Was zu beiden Seiten der Ro bahn liegt, ist im wesentlichen außerhalb des Krieg

ABSCHIED VON JOSEF GRABLER

Aufn. Sch

Die bange Ungewißheit, die monatelang auf uns gelastet hat, ist nun der traurigen Gewißheit gewichen: unser Kamerad Josef Grabler kehrt nicht wieder zurück. In den letzten Maitagen ist er als Kriegsberichter der Luftwaffe beim Kretaeinsatz für Führer und Volk gefallen. Bei Kandia hat Josef Grabler in der Erde, um die so viele von Deutschlands Söhnen in beispiellosem Heldenkampf gerungen haben, seine letzte Ruhestätte gefunden. Kaum vier Jahrzehnte eines Lebens, das noch eine Fülle großer Möglichkeiten in sich barg, sind Josef Grabler zugemessen gewesen. Und doch war dieses allzukurze Leben schon reich wie selten eines. Josef Grabler war es vergönnt, die beiden Hauptkräfte seiner Persönlichkeit frei zu voller Entfaltung zu bringen: seine fliegerische Leidenschaft und seine schriftstellerische Begabung. Mit seinem Beruf folgte er im wahren Sinne des Wortes seiner Berufung. 1916 zog Josef Grabler als Freiwilliger in den Weltkrieg, an dem er in der deutschen Fliegertruppe bis zum Ende teilgenommen hat. In den Nachkriegsjahren verschrieb er sich mit ganzem Herzen der Sportfliegerei, in der sein Name schnell einen guten Klang gewann. Auch als Schriftsteller wurde er besonders in den Kreisen der flugbegeisterten Jugend bald bekannt. So gehörte Josef Grabler zu dem Stoßtrupp, der den Wiederaufstieg Deutschlands zu neuer Luftgeltung auf seine Fahnen geschrieben hatte. 1937 wurde Josef Grabler, der seit 1922 ununterbrochen im preußischen Staatsdienst stand, auf Anordnung des Reichsministers der Luftfahrt und Oberbefehlshabers der Luftwaffe für schriftstellerische Arbeiten zum Reichsluftfahrtministerium beurlaubt.
Am Aufbau unserer Zeitschrift hat Josef Grabler an maßgebender Stelle mitgewirkt. Er war ein journalistisches Temperament im ursprünglichsten Sinne, von kämpferischem Schwung und dennoch von überzeugender Sachlichkeit, hinter der ein umfassendes Wissen stand. Seinen Wortberichten und Bildreportagen verdankt „Der Adler“ einen bedeutenden Teil seines schnell wachsenden Erfolges.
Als der Krieg ausbrach, war Josef Grablers Platz selbstverständlich bei der deutschen Luftwaffe. Als einer der ersten Kriegsberichter wurde er schon nach dem Polenfeldzug mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Seine Tätigkeit wechselte dann zwischen der Arbeit innerhalb der Schriftleitung, die von ihm immer wieder wesentliche Anregungen empfing, und Fronteinsätzen in Norwegen und im Westen, in Serbien und in Griechenland, bis er im Kampf um Kreta seine leidenschaftliche Hingabe und starke Begeisterung mit dem Tode besiegelte.
Niemals werden wir Josef Grabler vergessen. Aber nicht nur in Trauer gedenken wir seiner, sondern mit Stolz und Dankbarkeit, denn er war unser Kamerad und wird es im Geiste der großen Aufgabe, die uns so eng verbunden hat stets bleiben.

Es ist Sumpf- und Waldwüste. — Wir rasten an einer Wegkreuzung zwanzig Kilometer hinter der Front. Zwischen baufälligen Bauernhütten und Sträuchern, die von dem aufgewirbelten Staub grau sind, steht eine Wasserpumpe. Zwei zerlumpte Jungen betätigen den Schwengel, frisch glitzert der frische Wasserstrahl in der prallen Mittagssonne. Landser drängen sich mit Feldflaschen an die Pumpe; wenige Meter daneben marschieren und rollen die Truppen. Gerade kommt eine Jnfanteriedivision vorüber. Der Kompaniechef, ein breitschultriger Oberleutnant, marschiert vorneweg. „Weitermarschieren!" befiehlt er, als die Spitze der Kompanie bei der Pumpe ankommt. Einige Landser hatten schon die Feldflaschen bereit, verlockend plätschert das begehrte Naß, mit offenen Mündern blicken sie zur Pumpe. Aber dort hat sich der Oberleutnant breitbeinig aufgepflanzt. Er nimmt selbst keinen Schluck. Müde und schweigend zieht die Truppe vorüber. Dem Oberleutnant mag der Befehl schwer genug [illegible]len sein. Aber er hat sein Ziel, das an diesem Tage erreicht werden muß, und es darf keine Stockung auf der schmalen Rollbahn eintreten. Die Kompanie hat ihren festen Platz zwischen zwei Kolonnen, den muß sie behaupten. Auch diese kleine Szene an der Rollbahn, diese versagte Erfrischungspause für einige Soldaten, die bis heute 1100 Kilometer im Osten marschiert sind, steckt hinter den dürren Worten des OKW-Berichts: „Im Osten geht der Vormarsch planmäßig weiter."



. . . Wir sind nun schon viele hundert Kilometer auf diesen Straßen frontwärts unterwegs, und immer wesensgleich in tausend Gesichtern blieb das Bild der Rollbahn mit ihren staubverhüllten endlosen Kolonnen . . .

Zeichnung H. v. Medvey

Die Dreiundzwanzigjährigen

Mittwoch, 30. Juli

Gestern fanden wir endlich die Batterie schwere Flakartillerie, die wir seit Tagen vergeblich gesucht hatten. Aber wir kamen gar nicht dazu, unsere Zelte aufzuschlagen; die Batterie war gerade dabei, weiter frontwärts zu verlegen. Zum wievielten Male? Der Batteriechef kann es uns gar nicht aus dem Gedächtnis sagen. Er ist mit seinen Leuten und den vier schweren Geschützen sozusagen dauernd „auf Achse". Er ist ein sehr junger Oberleutnant: 23 Jahre, blond und sehnig, energisch und elastisch, ein Mann, der ständig zu tun hat, mit Befehl und Zupacken beschäftigt ist, dem nichts fern liegt als Träumerei und genießerische Ruhe.
So wie jeder seiner Leute schläft er im Zelt, wäscht sich mit demselben lehmigen Grundwasser des Tümpels, den die Männer hier in Ermangelung eines Brunnens oder einer Quelle gegraben haben, ißt dieselbe Erbsensuppe zu Mittag und denselben Kaffee mit Wurstbroten am Abend, wartet wie jeder seiner Leute in der schattenlosen unbarmherzigen Sonnenglut in Bereitschaft und ist der erste Mann am Kommandogerät, wenn die Batterie, wie es heute schon dreimal geschah, feindliche Bomber beschießt.
Dreiundzwanzig Jahre alt ist der Mann, dem über hundert Menschenleben und Millionenwerte anvertraut sind. Einer der vielen Tausende junger Kompanie-, Staffel- und Batterieführer. Typ des jungen Offiziers der nationalsozialistischen Wehrmacht. Dreiundzwanzig Jahre... man sieht es weder seinem männlichen Gesicht mit den wachen blauen Augen und dem starken Kinn an, ahnt kaum diese Jugend in seinem sicheren Wesen, das mit der gleichen selbstbewußten Natürlichkeit zu befehlen wie kameradschaftlich zu lachen versteht.
Haben wir im Frieden gewußt, was in unseren Dreiundzwanzigjährigen steckt?

Donnerstag, 31. Juli

Ein 52-Tonnen-Panzer wird geknackt

Es war vor wenigen Tagen erst, an einem glühendheißen Julivormittag. Nahaufklärer hatten mehrere Sowjetpanzer, darunter fünf 52-Tonner, im Anmarsch gemeldet. So rasch es die Sand- und Löcherwüste der Vormarschstraße zuließ, ratterte der „Adolf" vorwärts. Sieben Sowjetpanzer hatte die Nachbarbatterie erst am Vortag vernichtet; das spornte die Mannschaft des „Adolf" besonders an. In der vordersten Linie, an der Straße, auf der einer der Panzerriesen gesichtet worden war, ging das Geschütz in Stellung. Fieberhaft arbeiteten die Kanoniere beim Abprotzen. Aus den Wäldern, die sich in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Straße breiteten, schoß der Feind. Ein Kamerad sank tödlich verwundet zu Boden; kaltblütig und unerschütterlich arbeitete die Mannschaft weiter, um das Geschütz in Schußbereitschaft zu bringen. Keine Sekunde durfte verlorengehen; denn schon kroch aus dem Waldrand am Horizont in etwa 1600 Meter Entfernung eine massige Staubwolke hervor: der Sowjetpanzer rollte heran!
In atemloser Spannung, die Nerven zum Zerreißen angespannt, lauern die Männer am Geschütz, mit allen Sinnen ihrer Aufgabe hingegeben. Sie wissen, es ist ein mitleidsloser Kampf auf Leben und Tod, ein Duell mit den Waffen modernster Technik, in dem sich die Gegner Aug' in Auge gegenüberstehen. Sekunden verrinnen, die wie Stunden scheinen. Endlich — auf der Straße oben auf dem Hügel steigt Staub auf, der Panzerturm schält sich aus der grauen Wolke — „Feuern!" Aus hundert Metern kracht die Flakartilleriegranate dem Panzer entgegen, trifft ihn hart unter dem Geschützrohr — das stählerne Ungetüm kriecht langsam weiter — unheimlich wie ein monströses Fabeltier aus vorsintflutlicher Zeit. Links und rechts vom „Adolf" bersten die Granaten, zischen MG-Garben vorbei, auch aus dem Wald zur Seite knattert es vereinzelt.

Siebzig, sechzig Meter kann der Panzer noch ab sein. Mit eiserner Kaltblütigkeit arbeitet die Mannschaft am Geschütz. Die dritte Granate zerschmettert die Panzerraupen; tiefes Aufatmen bei den Kanonieren: der Koloß steht! Noch feuert er wütend und verzweifelt. Aber aus allen Fugen quillt schwarzer Rauch, Flammen schlagen empor. Noch zwei Treffer, und eine riesige feurige Rauchwolke lodert zum Himmel. Detonation über Detonation — das Ungeheuer zerbirst mit furchtbarem Krachen. In weitem Umkreis fliegen glühende Panzerstücke durch die Luft. Von der Besatzung bleibt nicht mehr übrig als ein Häuflein verkohlter Masse, unkenntlich in dem Gewirr von Eisenschrott.
Dies war das Ende eines sowjetischen „Supertanks". Einer von Hunderten.

Abschied

Montag, 4. August

Wir wollten bis an die Front bei Narwa, aber unsere Wagen wollen nicht mehr, die Straßen dieses Landes haben sie zu sehr mitgenommen. In einem einsamen, wohlgebauten Gutshof in Südestland suchen wir Quartier. Das große Haus ist völlig leer. Kein Stuhl, kein Bett, kein Tisch. Zwei Knechte und zwei Mägde sind dageblieben; sie erzählen uns, daß hier ein Sowjetkommissar als Leiter eines von den Bolschewiken zusammengeraubten Sowchos gehaust habe, und der habe die gesamte Einrichtung bei seiner Flucht mitgenommen.

Die Nacht ist mit ihrer wundertätigen Ruhe eingekehrt. Natur und Menschen sind in Träumen und Sinnen versunken, und auch der Krieg scheint versunken, scheint ferne und unwirklich. Für einige verzauberte Gedankenlängen wiegen sich die Sinne in dieser Illusion. Dann vernimmt das Ohr das gedämpfte Brummen einer Ju 88 aus der Ferne, das anschwillt und sich verliert. Und mit dem wohlvertrauten und liebgewordenen Klang nimmt die Wirklichkeit wieder Besitz von uns.

Noch ist Krieg um uns. Noch donnern deutsche Flugzeuge feindwärts, noch marschieren Panzer und graue Kolonnen auf den staubigen Straßen gegen Osten, noch dröhnt der stählerne Rhythmus des Kampfes, der auch uns morgen und übermorgen wieder in seinen Bann schlagen wird. Der Krieg geht weiter. Aber schon leuchtet vor den marschierenden und fliegenden Bataillonen mit sicherem und immer hellerem Schein das Morgenrot des Sieges.

Ende

Skandal um Panama

(Fortsetzung von Seite 591)

velt, allerdings mit plumperen Methoden als sein Onkel, zur propagandistischen Unterstützung seiner diesmal auf den gesamten südamerikanischen Raum ausgedehnte Machtpolitik eine neue „Revolution" in Panama. Staatssekretär Hull brauchte nur dieselben verlogenen Erklärungen seines Vorgängers Hay zu wiederholen. Am 17. Oktober 1941 versuchte sich das Washingtoner Staatsdepartment nämlich nachträglich mit folgenden gewundenen Erklärungen reinzuwaschen: „Am 7. Oktober d. J. erhielten wir eine Nachricht des Gesandten Wilson (in Panama), in der er sagte, daß ihm von zuverlässigen Quellen zum erstenmal gemeldet worden sei, daß verschiedene Beamte der Regierung von Panama feindlich gegenüberstünden und daß die Möglichkeit eines Aufruhrs gegeben sei. Am gleichen Tag kam die weitere Nachricht, daß ein Reisender, der einen Schiffsplatz von Panama nach Habana belegt hatte, in Wahrheit Präsident Arnulfo Arias sei. Der Gesandte fügte hinzu, daß diese Nachricht nicht unbedingt in Beziehung zu dem früher am Tage gemeldeten Gerücht stünde und daß der Präsident vielleicht auch nur eine kurze Reise aus persönlichen Gründen nach Kuba hätte machen wollen. Am 9. Oktober berichtete Wilson, daß er um 8 Uhr 30 des gleichen Tages von hohen Beamten der Regierung von Panama telefonisch angerufen worden sei, die ihn davon in Kenntnis gesetzt hätten, daß, da die Regierung von Panama ohne Staatsoberhaupt sei und da die Öffentlichkeit einen Wechsel in der Regierung fordere, sich die Führer der Regierung entschlossen haben, die Macht zu übernehmen, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten."

Der lästige „Faschist" von Panama

Der Sturz des im panamesischen Volke außerordentlich beliebten Präsidenten Arias, der den Mut gehabt hatte, in seiner Einführungsrede als Staatspräsident am 1. Oktober 1940 als Richtschnur seiner Politik: „Panama den Panamesen!" zu verkünden und Verfassungsreformen durchzuführen, die ein autoritäres Regime unter Wahrung strikter Neutralität des Landes und staatliche Halbmonopole auf dem Gebiete der Wirtschaft zum Nutzen der ärmlichen Bevölkerung ermöglichten, war von den Agenten Washingtons längst geplant. Man fürchtete aber den großen Einfluß des Präsidenten Arias und benutzte feige die Gelegenheit, als sich dieser auf einer Reise nach Kuba befand, um ihn auszuschalten. Die Kreaturen Roosevelts versuchten eifrig der Umwelt eine „Flucht" vorzutäuschen, und als Arias auf dem schnellsten Wege nach Panama zurückkehrte, verhafteten ihn die Rebellen. Der Staatsstreich läßt sich aber, da die gepanzerte Faust Washingtons auch in diesem abgekarteten Spiel wieder nur zu sichtbar geworden ist, nicht mehr zugunsten von Arias revidieren.

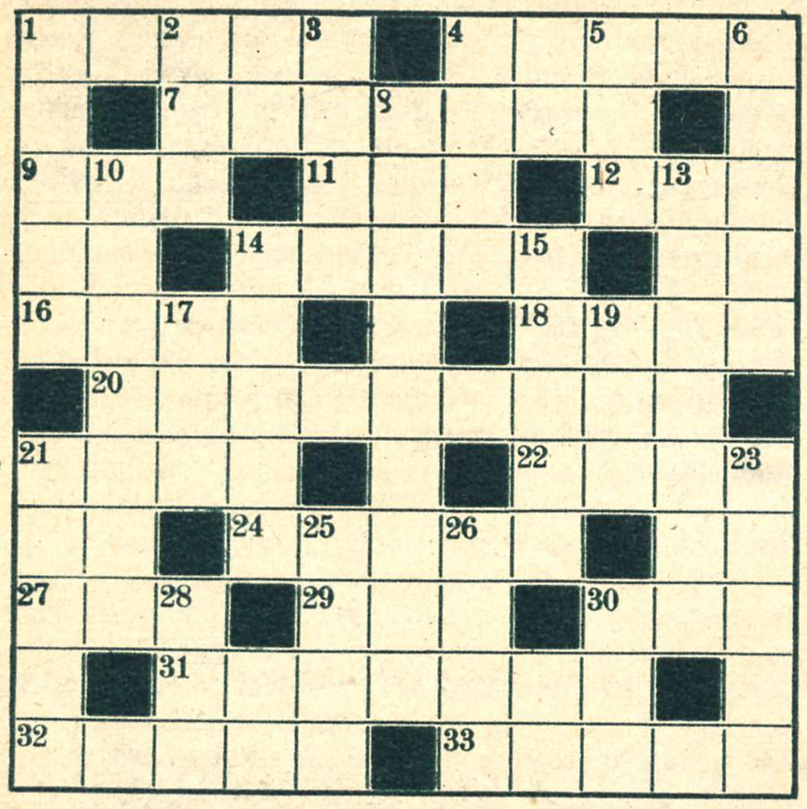
Generalleutnant von Seidel 50 Jahre alt

Zeichnung Willrich (Scherl)

Der Generalquartiermeister der Luftwaffe, Generalleutnant von Seidel, seit Aufstellung der Luftwaffe in führenden Generalstabs- und Truppenstellungen, beging vor kurzem seinen 50. Geburtstag. Die verantwortungsvollen Aufgaben eines Generalquartiermeisters der Luftwaffe verlangen eine soldatische Persönlichkeit von besonderen Fähigkeiten. Generalleutnant von Seidel hat es in unermüdlicher und planvoller Arbeit verstanden, die Nachschub- und Versorgungsorganisation der Luftwaffe auf einen solchen Stand zu bringen, daß den Forderungen der Führung im gesamten bisherigen Kriegsverlauf über weitesten Raum hinweg jederzeit entsprochen werden konnte. An den großen Erfolgen der Luftwaffe hat er mit seinen Mitarbeitern entscheidenden Anteil. Weitere große Aufgaben hat der Generalquartiermeister auf dem Gebiete der Rüstung und der Organisation. Seine Sorge gilt der Erhaltung der Schlagkraft und steten Einsatzbereitschaft der Luftwaffe. Der General selbst ist auch immer an der Front zu finden, wenn es gilt, besondere Schwierigkeiten durch Anspannung aller Kräfte seines Dienstbereiches zu überbrücken.

Denken und Raten

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 weiß blühende Zierpflanze, 4 schmale Öffnung, 7 polnahes Gewässer, 9 griechische Göttin, 11 Hirschtier, 12 Klostervorsteher, 14 Stadt an der Seine, 16 Theaterplatz, 18 hohes Bauwerk, 20 Stadt an der Elbe, 21 Schornstein, 22 deutsche Hafenstadt, 24 bekannter Industrieort in Mitteldeutschland, 27 Stadt in Nordafrika, 29 Nordwesteuropäer, 30 Grußwort, 31 offener Laubengang, 32 Schlingpflanze, 33 Blume;

b) von oben nach unten: 1 heftige Lufterschütterung, 2 seemännischer Ausdruck, 3 Angehöriger eines arabischen Volksstammes, 4 Astrolog Wallensteins, 5 Papagei, 6 Stammeszeichen bei primitiven Völkern, 8 Stadt an der Saale, 10 Stadt in Nordnorwegen, 13 Zahlungsmittel, 14 Wasserstandanzeiger, 15 Bombenflugzeug, 17 Brennstoff, 19 Schweizer Kanton, 21 westdeutsches Gebirge, 23 Empfindung, 25 Eigenname eines nordwesteuropäischen Staates, 26 Bestandteil der Luft, 28 Kurort in Belgien, 30 Fisch. 53608

Silbentauschrätsel

Newa — Kerze — Onkel — Namur — Fenster — Ranzen — Wehrmacht — Senat — Hutband — Nervi — Feuer — Festung — Gewehr — Terror — Bahnhof

Bei den vorstehenden Wörtern ist je die letzte Silbe zu streichen und den übrigbleibenden Silben je eine der nachfolgenden Silben voranzusetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält.

an — chi — e — eg — erb — geg — ha — half — i — mi — nach — not — reit — spi — waf

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine Schnellfeuerwaffe. 53965

Ein kleines Legespiel

Wie kann man 5 Streichhölzer so legen, daß 40 Winkel gebildet werden? 48559

Suchbild

Zeichnung Hyan 52332

Wo ist der Apfeldieb?

Auflösungen aus Heft 23

Silbenrätsel: Wer gar zuviel bedenkt, wird wenig leisten. — 1 Weidwerk, 2 Experiment, 3 Romanow, 4 Galilei, 5 Akkumulator, 6 Roland, 7 Zanow, 8 Ursache, 9 Veteran, 10 Isolani, 11 Einigung, 12 Lavendel, 13 Barriere, 14 Eboli, 15 Dachfirst 16 Elite, 17 Neon.

Buchstabenumstellrätsel: Feile, Reiz, Olive, Nike, Turf, Bali, Erpel, Rast, Iran, Chlor, Haut, Trug. — Frontbericht.

Scherzrätsel: Kant, Tank.

Der „Storch" zwingt sie zur Umkehr

Bei der Besetzung der Insel Samothraki im Aegäischen Meer versuchten zwei griechische Schiffe zu fliehen. Da unsere Truppen den Schiffsraum selbst gut gebrauchen können, startet der „Storch" – der bekanntlich überall starten und landen kann – vom Hafenkai aus und zwingt die Schiffe, umgehend zum Hafen zurückzukehren.

Der „Storch" ist eine Schöpfung der

GERHARD FIESELER WERKE GMBH KASSEL

O weh, da hat's eine Panne gegeben mit dem Päckchen, das Hans zur Post bringen soll. Aber er hebt alles auf und schreibt auf der Post die Adresse neu.

„Hast Du auch ganz gewiß die Wybert-Schachtel wieder hineingelegt? Wybert will der Vater nicht entbehren."

Wybert nehmen — Wybert nützt, Wybert schicken — Wybert schützt!

Altbewährte pharmazeutische Präparate

haben jahrzehntelange Erfahrung zur Voraussetzung. Sie sind das Ergebnis vielseitiger Forschung

Ihre Herstellung erfordert sorgfältige Überwachung. Ihre Erprobung vollzieht sich Jahr für Jahr am Krankenbett

Solche Präparate verdienen Vertrauen

SANATOGEN • FORMAMINT • KALZAN

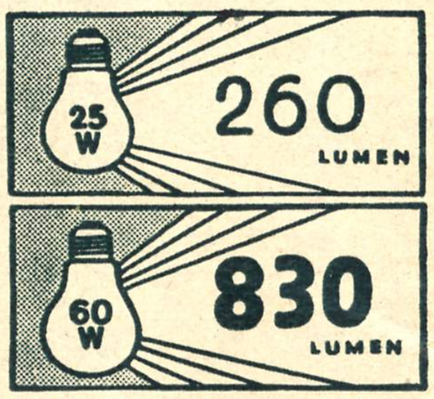
Bauer & Cie. / Johann A. Wülfing / Berlin SW 68

Die Osram-Doppelwendel ist entscheidend!

Warum sind OSRAM-D-Lampen so gut?

Bei jeder Osram-D-Lampe hängt es von besonderer Feinarbeit und Genauigkeit der Osram-Doppelwendel, die das Herz dieser Lampen bildet, ab, ob der Glühlampenverbraucher soviel helles Osram-Licht erhält, wie er braucht. Vor allem ermöglicht die Osram-Doppelwendel die Wirtschaftlichkeit der Osram-D-Lampen. Das ist heute wichtig, obgleich der Arbeitspreis für die Kilowattstunde meist nur noch 8 Rpf. und weniger beträgt. Elektrizität wird meist aus kriegswichtiger Kohle gewonnen, die verfügbare Eletrizitätsmenge muß richtig ausgenutzt werden. Deshalb wird bei Osram mit allen nur erdenklichen Mitteln und Kontrollen die Vollkommenheit der Osram-Doppelwendel in den Osram-D-Lampen geprüft, ehe die Lampe zum Verkauf gelangt.

Osram-D-Lampen – richtig für helles, wirtschaftliches Licht!



Vor allem gilt dies für Osram-D-Lampen höherer Wattstärken; sie sind stets wirtschaftlicher in der Lichterzeugung. Je größer die Osram-D-Lampe ist, desto stärker ist der Wolfram-Draht, aus dem die Doppelwendel hergestellt ist. Er kann auf höhere Temperaturen gebracht werden und gibt dadurch mehr Licht. Die mit Einfachwendel ausgerüstete Osram-Lampe 25 Watt/220 Volt gibt z. B. 260 Lumen — die Osram-D-Lampe mit Doppelwendel 60 Watt/220 Volt gibt bei etwas mehr als doppeltem Stromverbrauch 830 Lumen, ist also mehr als dreimal so hell! Wählen Sie darum stets Osram-D-Lampen richtiger Wattstärke, je nach dem Beleuchtungszweck! Achten Sie auf den Namen OSRAM! Glühlampen, die nicht diesen Namen tragen, sind auch nicht von Osram hergestellt.

OSRAM-D-LAMPEN

INNENMATTIERT

AUS EUROPAS GRÖSSTEM GLÜHLAMPENWERK

Hausfrau begreife: Henko*) spart Seife!

*)beim Einweichen der Wäsche, beim Weichmachen des Wassers!

Efasit Fusspflege

Wenn Sie Fußbeschwerden irgendwelcher Art haben, dann sind für Sie die bewährten Efasit Fußpflege-Präparate wohltuende Helfer. Efasit beseitigt zuverlässig alle unangenehmen Erscheinungen, belebt, desinfiziert, kräftigt und heilt. Mühe und Kosten sind so gering im Vergleich zur großen Erleichterung, die den ganzen Menschen überstrahlt.

Efasit-Fußbad (acht Bäder) 90 Pfg., Fußcreme 55 Pfg. Fußpuder 75 Pfg., Hühneraugen-Tinktur 75 Pfg.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften

Lustige Fabel von Funk und Kabel

Der Ohrenformer oder Emils Verwandlung

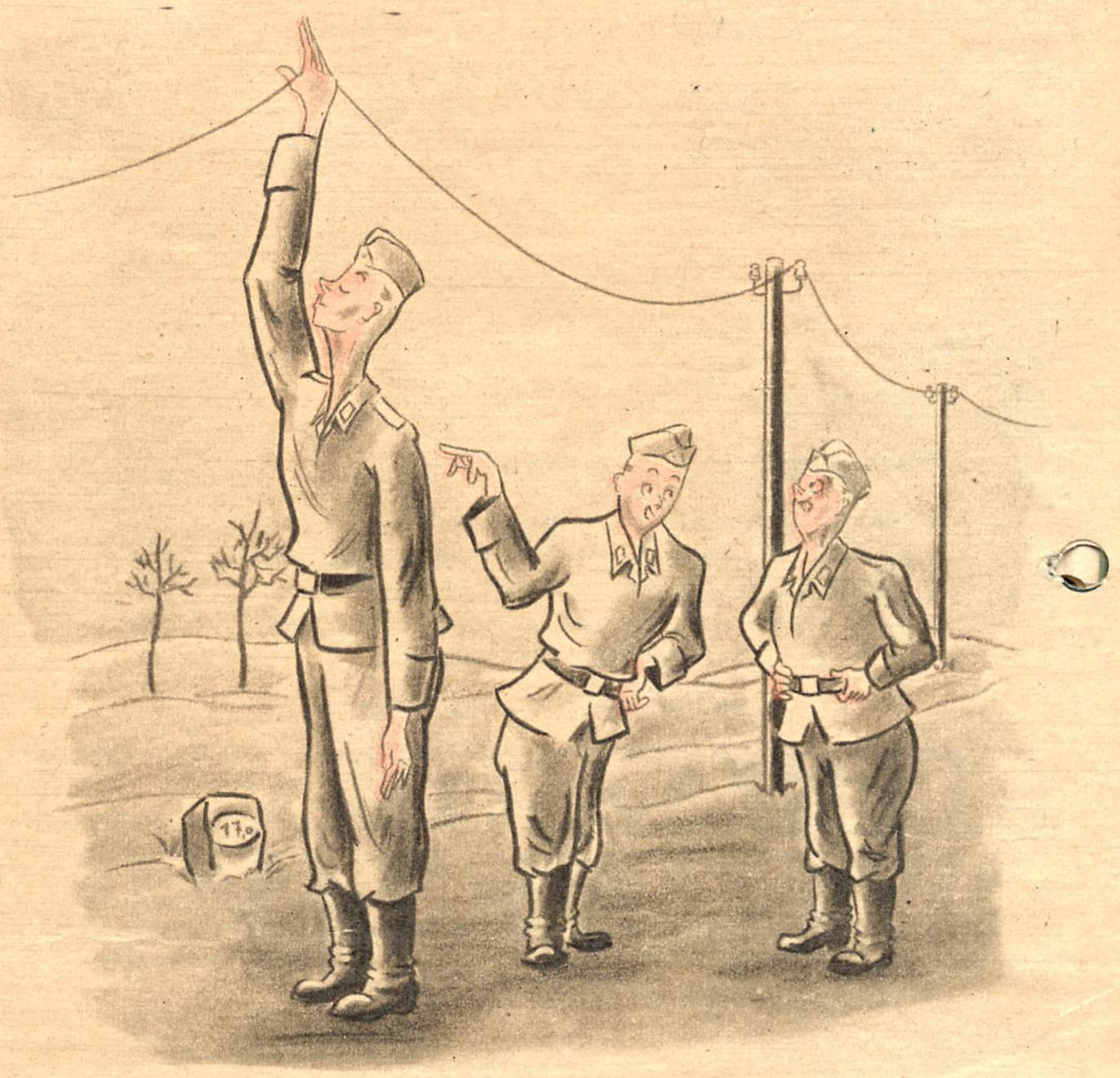
Als Zivilist . . . Als Telephonist . . . Nach der Dienstzeit . . .

Zeichnungen
GERD PINGUIN

Die Urform des Nachrichtendienstes

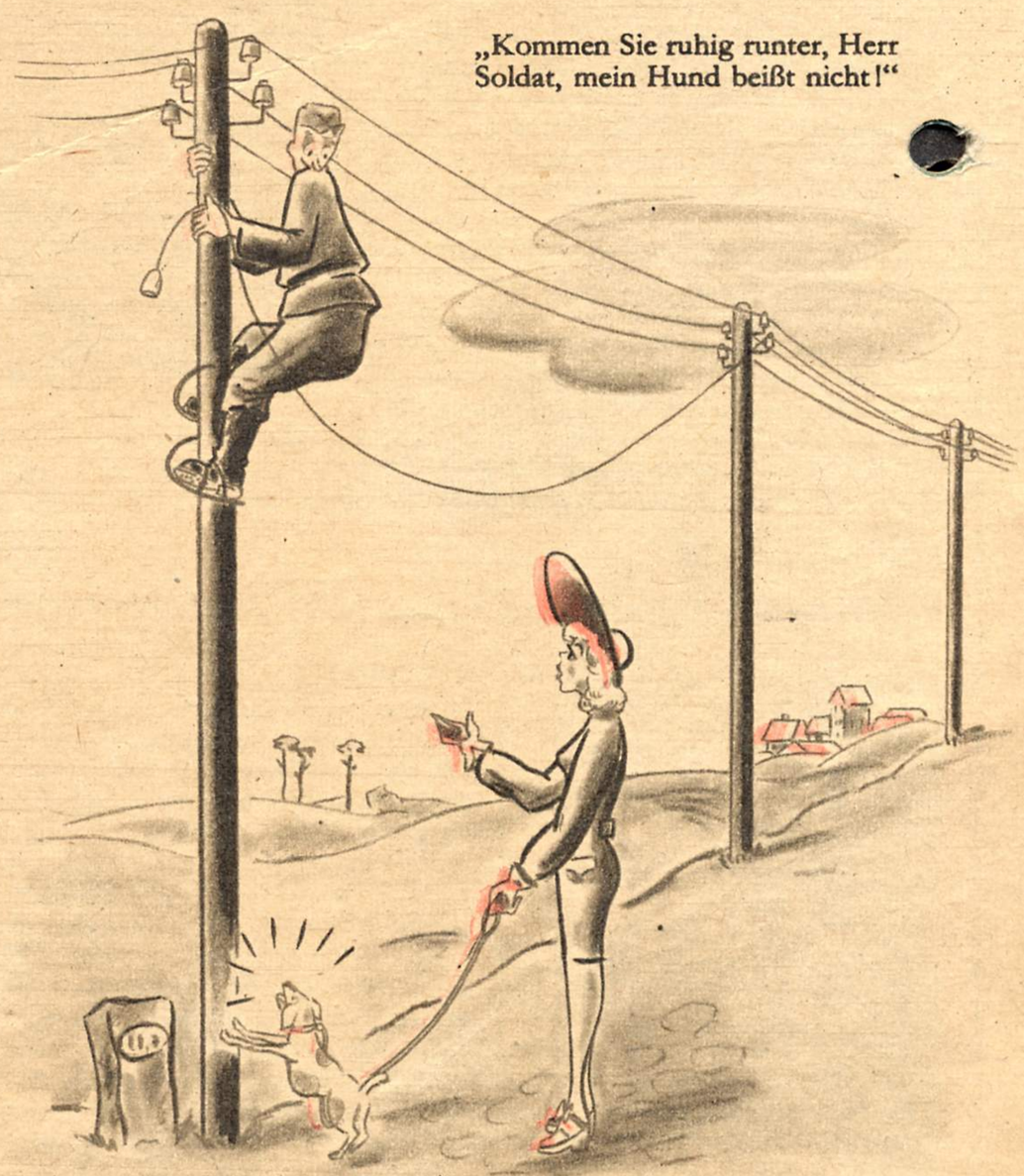
Links: „Tja, was sollen wir machen, seit 'ner halben Stunde haben wir dauernd das Lili-Marleen - Lied drin . . .“

Unten:
„Ich glaube, wir müssen Heini erlösen, er trommelt dauernd SOS auf der Tischplatte . . !“



„Wo wir keinen Leitungsmast aufstellen können, meldet sich der lange Krause immer freiwillig . . .“

„Kommen Sie ruhig runter, Herr Soldat, mein Hund beißt nicht!“



Der ADLER erscheint 14täglich. Bezugspreis durch die Post 44 Rpf monatlich einschl. 4 bzw. 6 Rpf Postgebühren, hierzu 4 Rpf Zustellgebühren
Hauptschriftleiter Dr. Georg Böse, Berlin-Charlottenburg 5. Verantwortlicher Anzeigenleiter Willy Roth, Berlin-Dahlem. Preisliste 10. Druck und Verlag August Scherl Nachfolger, Berlin SW 68. Fernsprecher Sammel-Nr. Ortsverkehr 17 45 71 — Fernverkehr 17 57 61. Sämtliche Einsendungen bitten wir nicht an einzelne Herren, sondern direkt an den Verlag zu richten. Entered as second class matter at the Post-Office New York, N. Y. Printed in Germany